XXII. Jahrg. Berlin, den 3. Januar 1914. Nr. 14.




Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1914.



Inhalt.



Berlin, den 3. Januar 1914.

Das Kaiserland.

Genesis.

Herrschsucht und Lauheit, Genußliebe und Aufgeblasenheit nennt, an Jonathans Tag im schwindenden Jahr 1813, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein in einem an Gneisenau gerichteten Brief die Merkmale kleindeutscher Regirungpolitik; ihre Souverainetät, stöhnt er, habe sie ja stets nur mit dem Aufwand von Unterthanenblut und Niederträchtigkeit erhalten. Dem Sechsundfünfzigjährigen, in schmerzender Erfahrung Gereiften darf man glauben. Sechs Jahre ists her, seit ihn, weil er schon Verwesendes einscharren, Preußen zum Kampf um die Freiheit stärken wollte, sein König barsch aus dem Ministerium wies; seit er in Friedrich Wilhelms Kabinetsordre las: „Ich habe zu meinem Leidwesen gesehen, daß Sie als ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen." Auch von seinem Schicksal gilt der Satz, den Treitschke 1894 drucken ließ: „Die Undankbarkeit der Hohenzollern sollte er gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen

allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind." Stein hat sein Lebenswerk ohne den König (der ihn einmal noch zurückholte, doch bald wieder, zaghaft, fallen ließ), gegen den König erwirkt und leidlich gesichert. Auf Monarchen hat er nie mehr hoffen gelernt; niemals sich aber aus dem Glauben an seines Volkes Zukunft gelockert. Und zwei Tage nach dem Wuthbrief an Gneisenau kann er an seine Frau schreiben: „In wenigen Stunden ist ein Jahr verflossen, das nach elf blutigen Schlachten Deutschland vom französischen Joch befreite; möge das folgende uns den Untergang des Tyrannen und das Wiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen!" Deutschland, schreibt in der selben Stunde Johann von Oesterreich, „das herrliche Land, dieses erste Volk durch Herz und Gemüth und Wissenschaft, durch Kraft und Willen, erhebt sich und glänzt da, wo ihm sein Platz gebührt. Frei lebe ich nun mit meinem Vaterland und brauche nicht mehr Uebermuth zu dulden." Silvesterabend 1813. In der Neujahrsnacht überschreitet Blücher den Rhein. Jetzt, spaßt er, „sollt Ihr alten Pommern Französisch lernen". Noch Einer, der gegen Wetterwechsel früh abgehärtet ward. König Fritz hat ihn eingesperrt und weggejagt, weil der störrige Husar zu ihm aufzubrüllen wagte: „Der Von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat als das, der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden. Ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied." Antwort: „Der Rittmeister von Blücher soll sich zum Teufel scheren." Jetzt: Marschall; Abgott des Heeres, Hoffnung des Hofes. Doch dem Einundsiebenzigjährigen sitzt noch der Hitzkopf des Rittmeisters auf dem stämmigen Rumpf. Orden und Ehren? „Wie ein altes Kutschpferd sehe ich mit dem vielen Zeug aus; und Alles bringt bis dato nichts ein. Ich bin in meine alte Krankheit verfallen, bin verliebt, und zwar in die Großfürstin Katharina; diese liebenswürdige Fürstin hat mich den Namen ‚Der deutsche Suworow' gegeben". Ein Glück, daß die Zeit faulen Friedens und frankfurter Festseligkeit vorüber ist; dem „lieben Malchen", das nun wieder alle Weibsen der Erde überstrahlt, kann er melden, daß seine Truppen jenseits vom Rhein mit Freudenthränen empfangen wurden, und noch aus Nancy berichten: „Das Volk ist hier arm und unter dem grausamsten Druck der Abgaben; sie segnen mich, da ich alle Douaniers, em-

ployés und Gendarmen zum Teufel gejagt und ihnen freien Handel und Verkehr erlaubt habe.“ Auch hinter ihm läuten aus dem ersten Schnee schon die Glöckchen der Lenzeshoffnung. Aus dem badischen Freiburg schreibt Prinz Wilhelm von Preußen an die Schwester Charlotte: „In der Neujahrsnacht fuhren wir nach Mannheim, um dem Uebergang des Corps Sacken über den Rhein beizuwohnen. Gegenüber der Neckarmündung lag eine sehr feste Redoute. Diese mußte genommen werden, ehe man die Schiffbrücke aus dem Neckar rausbringen konnte, um sie zu schlagen. Die Redoute war durchaus mit Sturmpfählen frisirt und theils mit Palissaden. Ohne einen einzigen Sturmpfahl auszureißen, nahmen die russischen Truppen die Redoute mit der ungeheuersten Bravour. Ein eigener Neujahrsanfang, aber ein ewig unvergeßlicher Tag für mich. Nie vergesse ich den Anblick, als wir bei den Truppen ankamen und sie uns mit dem ungeheuersten Hurra empfingen. Sie standen dicht am Rhein; nun wurden sie übergesetzt. Papa und wir folgten ihnen und kamen glücklich am linken Rheinufer an. Als wir landeten, erscholl aufs Neue von Allen Hurra! Bei der Schanze blieb man nicht so heiter, wenn man die vielen Toten, Sterbenden und Blessirten sah. Zum Andenken nahm ich einen französischen Czakoadler mit, den ich in der Redoute fand; auch vom linken Rheinufer einige Steine, die ich übersende, und aus Mannheim Bonbons.“ Noch glaubt er „bestimmt“, daß die verbündeten Heere nicht bis nach Paris, „nach dem wahren moralischen Sumpf“, marschiren werden. Schon aus Chaumont aber kommt, im Januar, der Ruf: „Unser Marsch geht gerade auf Paris. Merkwürdig ist es, daß uns die Schlacht von Leipzig bis nach Paris bringt; es kommt mir vor wie beim Post- und Reisespiel: bei Leipzig warfen wir einen glücklichen Pasch und der bringt uns nun hierher!“ Am Tag des Einzuges in Paris spricht Zar Alexander: Wir geben den Franzosen das alte Königthum und die alten Grenzen zurück. Der Staatskanzler Hardenberg fordert Straßburg und Landau für Deutschland. Vergebens. Talleyrand betheuert, der Friede werde, könne nur dauern, wenn die Sieger auf jede Entehrung Frankreichs verzichten. Und die Verbündeten stemmen sich, Metternich voran, gegen den preußischen Anspruch. Nur Kaiserslautern wird, weil Wilhelm Humboldt von diesem Posten nicht weicht, gerettet; das ganze Moseldepartement aber,

der Elsaß, sogar Saarbrücken dem König von Frankreich zurückgegeben. Von den blutigen Feldern haben die deutschen Völker weder Einheit noch Freiheit geerntet; nach wie vor dem Krieg werden sie von „dreißig Despoten“ beherrscht und ihr altes Reichsland, die avulsa imperii, ist wieder französisch. „Die Deutschen allein sehen sich einer eben so erniedrigenden wie lächerlichen Tyrannei unterworfen. Glaubt man, daß ihre Zungen, ihre Federn gefesselt, ihre Arme gelähmt sind?“ An den Selbstherrscher aller Reussen wagt Stein solche Frage zu richten. Von diesem Alexander hofft er auch Hilfe zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserthumes. (Woher, hatte der Zar ihn gefragt, nähme ich, wenn Eure Kleinstaaten verschwunden wären, für meine Großfürsten Frauen? Und die Antwort gehört: „Ich wußte nicht, daß Eure Majestät Deutschland als ein russisches Gestüt betrachten.“) Schutt hemmt den Fuß. Auf Steins Wunsch hat, im Dezember 1813, Arndt geschrieben: „Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein Uebergewicht über Deutschland, sondern auch über Europa.“ Worte. Der Freiherr kann die Aechtung Bonapartes, nach dessen heimlicher Flucht aus Elba, durchdrücken; doch nicht hindern, daß Ludwig der Achtzehnte an Land reicher wird, als vor ihm die Bourbons gewesen waren. Den Deutschen den Elsaß und Lothringen zu gönnen, konnten Briten und Russen auch 1815 sich nicht entschließen. Stein, der selbst, seit er die Luft Frankreichs geathmet hat, jede Annexion großer Landstücke gefährlich findet, muß zufrieden sein, da er im zweiten Pariser Frieden Saarbrücken und Saarlouis für Preußen erlangt. Mehr war nicht zu haben; auch Metternich predigte ja, der Feldzug habe mit der Niederwerfung des bewaffneten Jakobinerthums sein Ziel erreicht und dürfe nicht in einen Erobererkrieg ausarten. In der letzten Stunde versucht Gneisenau, Mißtrauen zwischen Preußens kalte Freunde zu säen; bleibt Frankreichs Grenze unverändert (schreibt er an den Zaren), „so wird man allgemein sagen, England wolle den Kontinent in neue Wirren stürzen, damit er nicht Zeit habe, sich gegen die britische Handelspolitik zur Wehr zu setzen.“ Der Same keimt nicht; und Preußens König bringt aus Paris zwar die Akte der Heiligen Alliance, doch nicht die Erfüllung des heißesten Nationalwunsches über den Rhein. Dort aber, im Elsaß, in Lothringen und Burgund, jubelt die Menge den

Diplomaten zu, die sie vor dem Rückfall an Deutschland bewahrt haben. „Wird unser Siegszug denn zur Flucht? Ganz Frankreich höhnt uns nach. Und Elsaß, Du entdeutschte Zucht, höhnst auch! O ärgste Schmach!" Aus Rückerts Zorn gellt der Ruf. Und unter Blüchers Schnauzbart wetterts: „Vor der ganzen Welt steht Preußen, trotz seiner Anstrengung, als der Betrogene."

Fünfundfünfzig Jahre danach haben die deutschen Stämme aus eigener Kraft errungen, was die Verbündeten ihnen geweigert hatten. „Wir haben Elsaß-Lothringen an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat. Diesen Kriegen gegenüber haben wir die Spitze von Weißenburg, die tief in unser Fleisch hineinragte, abbrechen müssen; und gerade in dieser elsässischen Spitze wohnt ein Theil der früher französischen Bevölkerung, der an Kriegslust, an Haß gegen den deutschen Nachbarstamm den Galliern in keiner Weise Etwas nachgiebt." (Bismarck 1874 im Reichstag.) Preußen konnte das Land haben. Im Bericht des Bundesrathes vom zwanzigsten April 1871 stehen die Sätze: „Ob durchschlagende und dauernde Gründe gegen die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit der preußischen Monarchie vorliegen, darüber hat selbstverständlich das Ermessen der preußischen Regirung zu entscheiden. Hier sollte nur festgestellt werden, daß mindestens kein Widerstreben einer solchen Lösung entgegentreten würde." Mindestens: das Wort ließ keinen Zweifel; dem Bundesrath wäre Preußens Zugriff, als die einfachste Lösung des Problems, willkommen gewesen. Bismarck wollte sie nicht. Weder selbst, für seinen König, das Land einstecken noch es unter die drei Grenzstaaten vertheilen. Wars klug, aus zwei seit den Tagen Ludwigs des Frommen einander entfremdeten Be-

zirken, deren Volkheiten sich wie Süddeutsche von Nordfranzosen unterscheiden, ein Bündel zu machen und sie, ohne das Leitseil der Stammverwandtschaft, als ein „Reichsland“ ins Nebelmeer staatsrechtlicher Begriffe zu stoßen? Ein Fehler? Heute sieht es so aus. Doch dem Staatsmann, der in der Wochenstube für gute Stimmung sorgen mußte, blieb vielleicht keine Wahl. In der Geburtstunde des Ewigen Bundes durfte weder die Präsidialmacht noch ein Theil der süddeutschen Staaten einen Gebietszuwachs erlangen, der den Neid der Bundesgenossen wecken konnte. Die Transplantation von Haut- und Knochenstückchen gelingt aber nur, wenn für die Möglichkeit der Einheilung in eine bestimmte Körperstelle vorgesorgt worden ist; und die Vorstellung einer seit der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf Deutschlands Westflanke granulirenden Wundfläche, der das Elsaß und Lothringen, als der deutschen Haut gleichartiges Gewebe, rasch einwachsen werde, hat sich als Trugbild erwiesen. Altdeutsches Land: Das klang einlullend ins Ohr. Doch dieses Landes Bewohner hatten die Schmach des Rheinbundes als Nachbarn gesehen; die Norddeutschen als eine Barbarenhorde hassen, die geknechteten oder zuchtlos bedrohten Süddeutschen bedauern, die troisième Allemagne als den Stammsitz des Volksverrathes mißachten gelernt. Woher käme ihnen die Sehnsucht, Deutsche zu heißen? Ihren Ahnen war das Evangelium von den Menschenrechten gekündet worden; noch ihren Vätern Frankreichs Sache Lebensinhalt und Schicksal gewesen. Bismarck, der weder wissen konnte, wie lange der Friede währen, noch, ob der Wille zur Einheit nicht irgendwo rosten werde, wollte (und mußte wohl) im Süden eine Festung haben, die nicht schwarzweiß angestrichen sein, aber eine starke preußische Besatzung herbergen sollte. Die besonderen Umstände der Reichsgründung zwangen zu einer Unwahrhaftigkeit, deren Brut uns längst unfreundlich anschielt. Das erste Haupt der Reichslandesverwaltung wurde Eduard von Möller; weil er sich als Oberpräsident der neuen Provinz Hessen-Nassau bewährt hatte und sich nur als preußischen Beamten fühlen konnte. Dann kam, 1879, die Verfassung, die das Reichskanzleramt für, das Oberpräsidium in Elsaß-Lothringen auflöste, dem Reichsland aber einen Statthalter, einen Staatssekretär, ein Ministerium, einen Staatsrath bescherte und dem Landesausschuß eine größere Mitgliederzahl zusprach. Kaiser,

Bundesrath, Reichstag hatten, natürlich, auch noch mitzureden. Ein Dickicht; jeder muthige Schritt konnte gegen die Wurzel eines Kompetenzkonfliktes stoßen. Der Statthalter, dem „landesherrliche Befugnisse“ (in einem vom Kaiser je nach dem Augenblicksbedürfniß zu ermessenden Umfang) übertragen werden, steht, von Verfassungrechtes wegen, nicht unter, sondern aufrecht neben dem Reichskanzler; ist von ihm unabhängig. Wars je einer? Edwin Manteuffel vielleicht; so lange Bismarck nicht Zeit genug fand, sich um den westlichsten Winkel recht zu kümmern. Die beiden Hohenlohe, Chlowig und Herrmann, richteten sich behaglich ein, fühlten sich aber dem Kanzler untergeben. Der Kaiser hält sich, wenn er nach Straßburg oder Metz kommt, an seinen Statthalter. Der, denkt er, kennt den Kram bis ins Kleinste. Die Beamten schmunzeln; erzählen lächelnd, wie die Durchlaucht oder Excellenz sich unter den Fragen des Allerhöchsten gewunden habe; und schließen den Bericht mit dem Satz: „Wedel kam mit einem Fuder Mißtrauen und mit dem Vorsatz, die Ohren zu spitzen; auf seinem Stuhl aber wäre Keiner vor Bemogelung sicher.“ Der Staatssekretär regirt; nur er. Das machte Max von Puttkamer ungemein gut, machte Herr von Köller schließlich nicht schlecht. Unter Beiden war fast immer Ruhe, war enge Eintracht mit der Militärbehörde; und Beide waren beliebt. Daß zur Nachfolge des kräftigen Junkers Köller just Hugo Freiherr Zorn von Bulach, der den Krieg noch als Franzosenlieutenant mitgemacht hat, berufen und sein Bruder Franz, der so oft in Paris sein muß, in den straßburger Bischofspalast gesetzt wurde, galt den Altdeutschen stets als ein Mißgriff. Mußten gerade die Söhne eines französirten deutschen Freiherrn, der unter Louis Napoleon Kammerherr und Mitglied des Corps Législatif gewesen war, auf so schwierigem Boden die Geschäfte des Staates und der Kirche leiten? In einer Zeit, die das Deutsche Reich vom Argwohn eingekesselt, Frankreich umworben und in West und Ost von stark scheinenden Großmächten gehätschelt sah? Der Zustand des Landes, die Stimmung des Volkes ward dem Kaiser wohl in rosigem Licht gezeigt. Und die Parole lautete: Versöhnung; S. M. braucht Sonne.

„Auf die Stirn französischer Grenzwächter strahlt die Gnadensonne hernieder; mancher gute Deutsche aber friert im Schatten. In Allem wittert man das Geständniß deutscher Schwachheit; und

wagt endlich wieder den derben Gestus übermüthigen Feindschaft. Seit ein Hauptmann des Königsregimentes einen franzelnden jungen Lothringer, der sich wider besseres Wissen gerühmt hatte, den Deutschen in einem Wirthshaus geschlagen zu haben, im Zweikampf mit der ersten Kugel tot in den Sand gestreckt hat, haben die nächtlichen Belästigungen der Offiziere aufgehört. In Metz aber ists so weit gekommen, daß ganze Horden am hellen Tag bis vor die Hauptwache gezogen sind und ‚Vive la France!‘ gerufen haben. Dreimal mußte die Wache den Platz räumen: dann erst zerstob die Schaar, die nicht etwa nur aus Strolchen und Bummlern bestand.“ Das war im Februar 1911 hier zu lesen. Weiter: „Die Frage nach der Zukunft des Reichslandes gehört in den Bezirk der internationalen Politik und darf nicht ohne Mitwirkung des Großen Generalstabes beantwortet werden. Im Kriegsfall wären starke, in der Grenzgegend rasch ergänzte Truppen vor den Thoren Lothringens, ehe unser Nachschub aus Westfalen angelangt sein könnte. Leben im Reichslande den Franzosen Freunde, die Schienenstränge zerstören und Telephondrähte zerschneiden, dann können die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz uns ungünstig lauten und noch zaudernde Gegner Deutschlands aus vorsichtiger Neutralität locken. Mit unerbittlicher, unerschreckbarer Kraft muß deshalb jeder Auflehnungversuch niedergezwungen werden. Ist die Autorität des Reiches wieder hergestellt und enthebt Deutschland sich dem weichen Pfühl passiver Politik, die sich mit friedseligem Verzicht noch brüstet, dann darf es Elsässern und Lothringern gewähren, was sie wünschen. Was sie wünschen: nicht weniger; sonst ists vernünftiger, das Geworbene nicht erst anzutasten. Ein im unzufriedenen Reichsland lärmendes Parlament würde zur nationalen Gefahr.“ Solches Parlament zu schaffen, hält Herr von Bethmann, der ewig Blinde, für seines Amtes höchste Pflichtschuld. Da er keinen Blutstropfen eines Politikers in den Adern hat, merkt er nicht, daß sein übler Verfassungentwurf durch die Pfuscharbeit der Fraktionen völlig unbrauchbar wird. Ist gar noch stolz darauf. Hier wird vorausgesagt, was kommen muß: „Konflikte, Lärm, wüster Zank und Schimpf.“ Wird dem Pyrrhus von Hohenfinow bescheinigt: „Er hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte. Um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches, um den Sitz seiner reizbarsten

Schwäche hat sichs gehandelt. Wer da nicht vor dem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das gestern als unannehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Rechtschaffenheit, die Achtung verscherzt, ohne die ein Kanzler nicht wirken kann." Siegesfeier. Die Hammannei sorgt für Hymnen, Trompetenstöße, Paukengedröhn. Heil uns: das Reichsland ist uns zum Kaiserland geworden! Kommt aber nicht wieder in Ruhe. Und Wilhelm droht, „die ganze Verfassung in Scherben zu schlagen".

Judicum.

Am neunten Dezember lasen wir, Freiherr Zorn von Bulach habe zum Botschafter einer berliner Zeitung gesagt: „In Elsaß-Lothringen wird die Autorität so geachtet wie in keinem anderen Land. Beleidigung seiner Ehre läßt sich unser Volk freilich nicht gefallen. Die aber liegt hier vor. Die ungezogenen und beleidigenden Worte des Freiherrn von Forstner mußten sofort gesühnt werden. In Zabern hat die Civilverwaltung ihre Pflicht erfüllt, das Militär aber ungesetzlich gehandelt." Und in Straßburg der Staatssekretär? Ungehörig; als Chef der Civilverwaltung ist er Partei und hatte drum schweigend den Spruch der Gerichte abzuwarten. Dazu ist der den Vorgängen innerlich Ferne nicht verpflichtet; auch nicht durch irgendwelches Anstandsbedenken. Er kann reden, schreiben, drucken lassen, was ihn nöthig, was nur nützlich dünkt. Die Warnung vor dem „Eingriff in ein schwebendes Gerichtsverfahren" ist nur da berechtigt, wo sie Einem gilt, der „einzugreifen" vermag und versucht: einem der zuständigen Instanz Vorgesetzten oder an Staatsmacht Ueberlegenen; sonst ist sie sinnlos (und ihre stete Wiederholung nur durch die Hast des Preßbetriebes zu erklären, die auf die Haschjagd nach alten Phrasen drängt). Eine Rede, ein Brief oder Artikel über ein schwebendes Verfahren ist kein Eingriff; kann nur morsche oder verlumpte Richter aus ihrer Ueberzeugung schleudern; kann nöthig sein und nützlich werden. Jedem an der zu beurtheilenden Sache Unbetheiligten ist freier Ausdruck seiner Meinung erlaubt. Deshalb war auch kein Grund zu wüthendem Aufschrei, als bekannt wurde, der berliner Polizeipräsident habe in einem Offenen Brief das Verfahren und

Urtheil im Fall Forstner getadelt. Das durfte er thun. Doch der Brief ist dann, leider, gedruckt worden; hier fo'gt sein Wortlaut:

Militärische Uebungen sind Akte der Staatshoheit. Werden ihnen Hindernisse bereitet, wie in Dettweiler, so gilt für deren Beseitigung das Gleiche. Strafverfolgung wegen eines Aktes der Staatshoheit ist unzulässig, ein selbstverständlicher Rechtsgrundsatz, betreffend die Konflikte bei gerichtlichen Verfolgungen, der übrigens im § 7 des Preußischen Gesetzes wegen Amts- und Diensthandlungen vom dreizehnten Februar 1854 (Gesetzsammlung, Seite 86) für Beamte auch ausdrückliche Anerkennung gefunden hat. Also durfte gegen den Lieutenant von Forstner Anklage nicht erhoben werden, geschweige denn Verurtheilung erfolgen. Anscheinend hat das Gericht Erster Instanz diesen Gesichtspunkt nicht geprüft; die Berufunginstanz wird ihn der Berathung vorweg zu Grunde zu legen haben. Wäre die Rechtslage anders, so bedürfte sie schleunigster Aenderung. Denn wenn unsere Offiziere, noch dazu solche, die fast in Feindesland stehen, die Gefahr einer custodia inhonesta laufen, weil sie für Ausübung des königlichen Dienstes freie Bahn schaffen, dann erwächst dem vornehmsten Beruf Schande. Ein sie schützendes Reichsgesetz, nachgebildet dem genannten preußischen Gesetz, wäre dann dringende politische Nothwendigkeit.

Dr. juris von Jagow.

Das angeführte preußische Gesetz vom dreizehnten Februar 1854 sagt: „Wenn gegen einen Beamten wegen einer in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes vorgenommenen Handlung oder wegen Unterlassung einer Amtshandlung eine gerichtliche Verfolgung im Weg des Civil- oder Strafprozesses stattfindet, so kann die vorgesetzte Provinzial- oder Centralbehörde des Beamten, falls sie glaubt, daß dem Beamten eine Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse oder Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung nicht zur Last fällt, den Konflikt erheben. Zur Entscheidung dieser Vorfrage (des Konfliktes) ist das Oberverwaltungsgericht zuständig." Nach dem Einführungsgesetz zum GVG. (§ 11[1]) ist „die Vorentscheidung auf die Feststellung beschränkt, ob der Beamte sich einer Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse oder der Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung schuldig gemacht habe". Auf „Personen des Soldatenstandes findet die Bestimmung (von 1854) Anwendung", wenn diese Personen „bei anderen als Militärgerichten belangt werden und der vorgesetzte Kommandeur den Konflikt erhebt." Daß ein preußisches Gesetz mit seiner Rechtskraft nicht

bis nach Elsaß-Lothringen reicht, ist klar. Daß Herr von Jagow die Paragraphen dieses Gesetzes verwechselt hat, ist ein Zeichen betrübender Nachlässigkeit. Daß der Konflikt, für dessen Austrag dieses Gesetz Vorschriften giebt, im Bezirk des Militärstrafrechtes undenkbar ist, muß Jeder wissen, der auch nur die Grundlage der Militärgerichtsverfassung kennt. Da das Recht, ein Verfahren anzuordnen, den Schuldigen auf dem Disziplinarweg zu strafen, gegen den schwererer Schuld Verdächtigen die Anklage zu verfügen, nur dem Gerichtsherrn zusteht, müßte dessen Brust, Seele, Hirn (nennts, wie Ihr wollt) der Schauplatz des Konfliktes gewesen sein. Wenn eine Civilbehörde glaubt, ein ihr unterstellter Beamter werde wegen eines Handelns oder Unterlassens, das mit seiner Amtspflicht vereinbar war, gerichtlich verfolgt, wenn sie ihn also für in ihrem Sinn unschuldig hält, kann (nicht: muß) sie „den Konflikt erheben“: durch eine Vorentscheidung feststellen lassen, ob ihre, ob die gerichtliche Auffassung vom Geist des Gesetzes erfüllt ist. Wenn ein Gerichtsherr die Anklageverfügung unterschreibt, ist er gewiß, daß die Handlung oder Unterlassung, die im Hauptverfahren erwiesen werden soll, durch die Amtspflicht und Amtsbefugniß des Angeklagten ihrer Strafbarkeit nicht entkleidet werden könnte. Ueber solche in der Stolpersprache eines kecken Schülers vorgebrachten Irrthümer dürfte man lächeln; allenfalls auch über das dem „vornehmsten Beruf“ gewundene Kränz'ein und die Weisung an den Gesetzgeber, mal jefälligst dem Reich, aber 'n Bischen plötzlich, die Wohlthat der preußischen Bestimmung zu sichern. Doch Herr von Jagow sagt und meint Anderes: wer die einem von ihm auszuführenden Akt der Staatshoheit bereiteten Hindernisse beseitigt, dürfe nicht gerichtlich verfolgt werden. Das ist ihm „ein selbstverständlicher Rechtsgrundsatz“. Wie, mit welchen Mitteln, die Hindernisse beseitigt werden, ob ein Offizier oder Schutzmann dreinhaut, ein Untersuchungrichter einem ungeberdigen Zeugen in gerechtem Zorn ein paar Zahnkronen zerschlägt: Akte der Staatshoheit; Anklage, „geschweige denn Verurtheilung“ unmöglich. Da hört der Spaß und das Lächeln auf. Nicht ein Satzknäuel des Briefes ist haltbar; der hochfahrende Ton, der den Spruch eines Kriegsgerichtes wie eine Schrulle alberner Kinder wegfegt, ziemt am Wenigsten einem Rüger, dessen Gesetzkenntniß nicht für eine ernsthafte Erste Staatsprüfung ausreichen würde; und

daß ein Königlicher Polizeipräsident (der blieb er, wie der Gekrönte im Märchen König, noch in Unterhosen; und nur, weil ers blieb, wurde die wirre Epistel gedruckt) die Französische Republik, mit der wir in Frieden leben, öffentlich „Feindesland“ nennt, nimmt uns das Recht, pariser Taktmängel hart zu tadeln. Entscheidend ist aber: wo in anderen Menschenköpfen das Rechtsgefühl wurzelt, ist in diesem Haupt kein Fäserchen dieser köstlichen Pflanze zu spüren. Schade um den Mann. Er schien vom Liebreiz seines Wesens oft allzu innig überzeugt und stellte sich gern drum ins Schaufenster; doch manchmal hat er sich als tüchtigen Praktiker gezeigt. Er durfte schreiben, was ihm beliebte, und unter das schrofffste Urtheil seinen Titel setzen. Nur: als unwissenden Menschen ohne den einfachsten Sinn für Logik, ohne ein Fünkchen des Rechtsgefühles, das im Herzen seines Amtsbewußtseins glühen müßte, durfte er sich dem Volk nicht enthüllen. Ein Polizeipräsident, der nicht weiß, daß, wann, wo Akte der Staatshoheit gerichtlich verfolgbar sind: ein Feiertagsbraten für den Tisch der rothen Genossenschaft. Nie ist aus dem Hirn eines höheren deutschen Beamten solches Zeugniß wüster Unwissenheit gekommen. Der es morgens von sich gab, mußte abends dem Amt enthoben sein. (Er schrieb als Privatmann? Unsinn; ein Rechtsanwalt, der sich, nach grimmen Ausfällen gegen Beselers verwitterte Majestät oder eine andere Dauereinrichtung Preußens, so zu halbiren trachtete, würde vom Hohn gestäupt; und ist kein Königlicher.) Daß dieser Doktor eine „Rechtsbelehrung“, die der jüngste Gerichtsschreiber verlacht, im Amt überleben konnte, ist das Symptom eines Staatszustandes, der erst unter dem Herrn von Bethmann möglich wurde.

Symptom; wie Alles, was aus Zabern und Straßburg jetzt unholden Duft über den Rhein herweht. Das vom Kriegsgericht der Dreißigsten Division gegen den Lieutenant von Forstner gefällte Urtheil schien Manchem zu hart. Ist aber nicht anzunehmen, daß die Richter (Oberstlieutenant, Major, Hauptmann, Oberlieutenant, Kriegsgerichtsrath) dem blutjungen Kameraden gern Gefängniß und Abschied erspart hätten? Daß nur Gewissen es ihnen wehrte? In finsterer Frühe führt der Lieutenant einen Zug durch Dettweiler. Die Truppe singt; häßliche Lieder. Arbeiter, die in die Schuhfabrik gehen, erkennen Forstner; den Mann, der sein Laken beschmutzt, den Elsässerstamm oft gekränkt, Rekruten für jedes Wackesleiche

zehn Mark verheißen und ihnen (so ists beschworen worden) empfohlen hat, die Tricolore Frankreichs, hinterrücks, mit der Farbe zu tünchen, deren Stoff ihm, während er schlief, ins Bettzeug entfuhr; den Mann, den Cassagnac und ein lothringischer Graf, weil er ihrer Herausforderung sich nicht stellte, in hundert Zeitungen mit den gröbsten Schimpfwörtern gestriemt haben. Gelächter; Spottrufe; Schimpf und Drohung. Der da hat besonders laut gedroht (der lahme Schuster Blank). Er leugnet; will nicht verhaftet sein; wehrt sich gegen Kolbenstöße. Forstner meint, Blank wolle ihn mißhandeln; und schlägt ihm mit dem Degen über den Kopf. Die Wunde ist nur zehn Centimeter lang; doch der Schuster acht Tage zur Arbeit unfähig. Kein Prozeßbericht kann, gerade in diesem Fall, den Eindruck der Persönlichkeit ersetzen. Wie giebt sich der Lieutenant? Scheint der Schuster ein ruhiger Mensch oder ein böser Bruder? Den Richtern drückte sich die Ueberzeugung ein: Gegen Blank, der unter dem Zeugeneid, gemächlich, bestreitet, gerufen, gedroht zu haben, ist Sicheres nicht zu erweisen; Forstner durfte sich, in einer Soldatenhecke, nicht in Nothstand oder Ehrenothwehrrecht wähnen; der ganze Auflauf war nicht so arg, wie er im Dunkel auf überreizte Nerven wirkte; der Hieb unnöthig. Rechtswidriger Waffengebrauch und Körperverletzung mit einer Waffe. Die Strafart ist vorgeschrieben; das Maß nehmen wir so kurz, wie das Gesetz irgend erlaubt. So haben (nach einer Berathung, die fünfzehn Minuten währte: offenbar also einstimmig) vier Offiziere geurtheilt, die dem armen Freiherrlein das Mitleid wohl nicht knickerten. Wer darf den Spruch schelten? Aus der Ferne nur der Befangene. Der das Kaiserland als ein Biribi, eine Lümmelherberge mindestens sieht und am Stammtisch schnauzt: „Die Bande hat unseren Offizieren das Leben immer zur Hölle gemacht." Das ist nicht wahr. Blume und Gilgenheimb waren, als Kommandirende, auch bei den kleinen Leuten beliebt und Gottlieb Haeseler wurde, sogar in Metz, wie ein gütiger Vater umjauchzt. Symptome; mit ihnen brauchte die Ursache des Uebels noch nicht zu schwinden. Suchet sie in dem Buch der Genesis. Dreiundvierzig Jahre ungefährdeten Besitzes; kerndeutsches Volk. Oesterreich war mit bosnischen Serben rascher in Ordnung. Weil die Verwaltungmächte nicht wider einander wirken. Und weil der Wunsch, die Kraft in anmuthige Form zu kleiden, nicht als Weichlingsschwachheit mißachtet wird.

Gruppes Erweckung.

Mit größtem Interesse habe ich den sehr interessanten Artikel von Fritz Mauthner über Otto Friedrich Gruppe in der „Zukunft“ vom sechsten Dezember gelesen. Die Wiedererweckung dieses lang vergessenen Denkers ist überaus erfreulich und um so bemerkenswerther, als sie von drei verschiedenen Seiten aus gänzlich unabhängig erfolgt. Vor Kurzem hat, wie Herr Mauthner selbst erwähnt, Herr Arthur Trebitsch auf Gruppe als einen „vergessenen Philosophen“ in einem eigenen Artikel hingewiesen. Ich selbst habe, wie ich hinzufügen darf, schon vor zwei Jahren in meiner 1911 erschienenen „Philosophie des Als Ob“ (die seitdem in zweiter Auflage erschienen ist), mich sehr eingehend mit Gruppe beschäftigt, in zwei Kapiteln über die abstrakten und über die allgemeinen Begriffe, Kapiteln, in denen ich viele Auszüge aus Gruppes philosophischen Werken mittheilte und diesen der jetzigen Generation ganz unbekannten Denker wieder zu Ehren brachte. Gruppe hat schon erkannt, daß die wichtigsten unserer Begriffe bloße Hilfkonstruktionen sind, deren Falschheit wir mit voller Klarheit einsehen können, ohne sie jedoch entbehren zu können. Also bewußt falsche Annahmen, die aber für unser Denken unumgänglich nothwendig sind, um so mehr, als sie durch die Sprache so fixirt wurden, daß wir ohne sie nicht sprechen, also auch nicht denken können. Auch ich kam, wie Mauthner, im Frühjahr 1876 nach Berlin. Mir war das philosophische Erstlingwerk von Gruppe, der „Antaeus“, schon in einem antiquarischen Katalog durch seinen Titel aufgefallen. „Antaeus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache.“ (1831.) Da das Buch in Berlin erschienen war, erkundigte ich mich dort nach dem mir sonst unbekannten Namen und erfuhr durch den damals schon sehr bejahrten Universitätprofessor Maercker Einiges über die Person und das Leben von Gruppe. Ich verschaffte mir dann den „Antaeus“ und später auch noch ein anderes Werk von Gruppe und schöpfte daraus reiche Belehrung, die meiner damals im Entstehen begriffenen „Philosophie des Als Ob“ zu Gut gekommen ist. Später hatte ich die Absicht, über Gruppe eine Dissertation oder Monographie von einem meiner Schüler schreiben zu lassen, doch wurde die Ausführung des Planes durch ein Augenleiden verhindert, das mich nöthigte, meine Amtsthätigkeit vorzeitig einzustellen.

Es ist sehr verdienstlich, daß Mauthner über das Leben Gruppes das Nöthigste zusammengestellt hat, was sicher sehr mühsam war, aber um so anerkennenswerther ist. Mauthner hat es übel ver-

merkt, daß Gruppe, trotz seinen radikalen Anschauungen, dem konservativen Regime nach 1848 seine Dienste zur Verfügung stellte. Mauthner hat Das zwar schon selbst zu entschuldigen versucht, doch möchte ich noch Einiges zu diesem Punkt bemerken. In weiten Kreisen ist die Anschauung verbreitet, daß Männer, die in philosophischer Hinsicht radikal denken, auch in politischer Hinsicht radikal sein müßten. Das trifft zwar sehr oft, aber nicht immer zu. Ich erinnere an Hobbes, den radikalsten Philosophen aller Zeiten. Er war der Neubegründer des Materialismus und der mechanischen Weltauffassung, die er auch auf die Erklärung des Geisteslebens übertrug; aber er zog hieraus politische Konsequenzen, die ihn gleichzeitig zum Begründer des monarchischen Absolutismus machten. Friedrich David Strauß, der wegen seines theologischen und philosophischen Radikalismus als Fahnenträger des modernen Geistes galt, schloß sich, als er in das frankfurter Parlament gewählt wurde, der Rechten an und blieb sein Leben lang in politischen Dingen im Wesentlichen konservativ; ich habe noch kurz vor seinem Tode in Ludwigsburg mit ihm ein interessantes Gespräch darüber gehabt. Endlich sei noch Taine genannt, ein Anhänger und Fortbildner des englischen Empirismus, der aber in seiner Geschichte der Französischen Revolution sich auf die Seite des ancien régime stellte. Daraus mag man schließen, daß innere Gründe und rein theoretische Gedankengänge vorhanden sein müssen, welche die politisch konservative Stellung einzelner philosophisch radikalen Männer hinreichend erklären, ohne daß man solche Stellungnahme auf äußere und minder edle Motive zurückzuführen braucht.

Interessant ist es, zu sehen, wie jetzt, unabhängig von einander, drei ganz verschiedene Männer, die von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, fast gleichzeitig öffentlich auf den mit Unrecht längst vergessenen Mann wieder hingewiesen haben. Seine Auferstehung, die Neuausgabe seines „Antaeus“ in Mauthners „Bibliothek der Philosophen“ ist freudig zu begrüßen. Der vorurtheillose Geist dieses Mannes, der durch Begriffs- und Wortnebel nicht zu täuschen war, ist sehr geeignet, dem Wiedererwachen der spekulativen Philosophie in der Gegenwart als ein Gegengewicht zu dienen. Die Neu-Romantik, die seit einem Jahrzehnt immer mehr in Deutschland um sich greift, hat dazu geführt, daß die spekulative Philosophie Fichtes, Schellings und Hegels wieder erneuert wird. Nicht das Große, was diese Männer dem deutschen Geistesleben zugeführt haben, wird erneuert, sondern ihre Schwächen sind es, an denen sich jetzt die unerfahrene Jugend begeistert. Schon bemerkt man an den Universitäten das Eindringen dieses

romantischen Geistes, der bewirkt, daß manche junge Leute an die Stelle solider methodischer Arbeit in den geschichtlichen, selbst in naturwissenschaftlichen Fächern apriorische Konstruktion und willkürliche Intuition setzen wollen. Solcher die Wissenschaft gefährdenden Romantik gegenüber ist die Erweckung des unbestechlichen, nüchternen, antiromantischen Gruppe ein großes Verdienst, ja, eine dringende Nothwendigkeit.

Halle a. S. Professor Dr. Hans Vaihinger.



Die drei Weihnachtmessen.

Gegen die Dogmen, mit denen Theologie die eucharistische Feier umhegt hat, bäumen sich im modernen Denker Vernunft und Gefühl mit gleicher Entschiedenheit auf; doch der naiv Gläubige, der Trost und Erbauung daraus schöpft, empfindet nicht die Dornenstiche des Dogmengestrüppes und dem Wissenden bleibt die Messe ehrwürdig als Repräsentation des Dramas der leidenden, kämpfenden und siegenden Menschheit, als Einladung zur Vereinigung mit Gott und als der Mutterschoß, aus dem unsere Bildenden Künste und die Musik geboren sind. Zweimal am selben Tage zu celebriren, ist dem Geistlichen nur in Nothfällen, mit besonderer bischöflicher Erlaubniß, gestattet; aber am Tage der Weihnachtfeier soll er drei Messen lesen.

Die erste in finsterer Mitternacht zu Ehren der ewigen Geburt des Gottsohnes aus dem Vater. Jedes irdische Geschöpf verkörpert einen Gedanken, ein Wort Gottes. In den Menschen bleibt die Geistnatur des Schöpferwortes erhalten; in keinem reiner und voller als in Jesus. Darum sahen die Theologen der Urkirche in ihm den Logos, den Gottsohn der Zeitphilosophie. Nur Diesen behielt die Kirche von allen den Emanationen, mit denen Theosophie die Kluft zwischen der reinen Geistigkeit des Urwesens und dem Erdenschmutz zu überbrücken versuchte, und fügte den Heiligen Geist hinzu, der, vom Vater und dem Sohne ausgehend, den Kreisprozeß des göttlichen Selbstbewußtseins schließt. Wir wissen heute, daß wir weder die Psychologie der Gottheit ergrübeln noch die Entstehung der Welt beschreiben, was wir von beiden Geheimnissen ahnen, nur

in Bildern ausdrücken können; aber gern lassen wir uns in dieser Heiligen Nacht daran erinnern, daß alles körperliche und geistige Licht, dessen wir uns erfreuen, dem göttlichen Lichtmeer entquillt, das, dem geschöpflichen Auge unzugänglich, uns in Finsterniß gehüllt erscheint. Und noch an eine andere Nacht erinnern wir uns: die Nacht des Elends der Menschheit und die geistig-sittliche Finsterniß, in welche die frohe Botschaft von der zweiten Geburt des Gottsohnes, der im Stalle zu Bethlehem, hineinleuchtete.

Drum soll die zweite Messe in der Morgendämmerung gelesen werden. Diese Geburt beendet die Nacht, deren die Gemeinde in ihrem Adventslied gedenkt: „Thauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab, rief das Volk in bangen Nächten, dem Gott die Verheißung gab.“ Houston Stewart Chamberlain predigt: Die historische Religion ist gar keine Religion; den Namen Religion verdient nur jene mystische Vermählung mit Gott, die von der einzelnen Menschenseele aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft vollzogen wird, ohne Mitwirkung irgendeiner geschichtlichen Ueberlieferung oder Belehrung. Ungefähr das Selbe, wie wenn Jedem die Kultur abgesprochen würde, der nicht alle Kulturgüter vom Feuerquirl bis zu Kants Vernunftkritik und zum Telephon selbst erfunden hätte. Aber der Deutschengländer hat Apostel gefunden, die, im Widerspruch zu ihrem Dogma, ihre vermeintlich echte Religion als Volksreligion verbreiten wollen (als welche sie ja eine von den Stiftern empfangene, historische Religion sein würde) und die deshalb, die Einen einen neuen Mythus, die Anderen eine neue kirchliche Organisation ersehnen. Wie hängen denn diese Dinge zusammen? Im achten Jahrhundert vor Christus hat Jesaja, mitten unter scheusäligen Moloch- und Astartekulten, den einen geistigen Gott, den Weltschöpfer und Leiter der Völkerschicksale, die Weltvernunft und allgestaltende Liebe verkündet, den Gott, der nur durch gottähnliches Denken, Wollen, Fühlen und Handeln verehrt werden will. Diese Religion hat Christus zur Weltreligion erhoben. Sie ist die Religion der Kulturwelt und keine andere ist möglich; wer sie nicht mag, muß auf Religion verzichten. Daran kann die dem Judenhaß entstammende Schwärmerei für Wotan so wenig Etwas ändern, wie die Sehnsucht nach den Tempeln der Venus Amathusia dagegen vermocht hat, von der sich unsere großen Dichter in Perioden des Jünglingsrausches angewandelt fühlten. Die Kirche Christi hat den Germanenstämmen, aus denen die heutige Kulturwelt erwachsen ist, die Kultur des untergegangenen Alterthumes übermittelt und, so lange und so weit es nöthig war, den Staat ersetzt; und heute noch danken ihr viele Millionen, daß sie

dem Leben einen Sinn gebe, dem Streben ein klares Ziel setze, in der Pflichterfüllung Ausdauer, im Unglück und Leiden Muth und Trost, zu heroischer Aufopferung für den Nächsten Kraft und Begeisterung, auch Freudigkeit zum Sterben verleihe. Das sind keine Mythen, sondern geschichtliche Thatsachen. Und von dieser historischen Religion ist die Religion, welche heutige Gottsucher für ihre eigene originale Schöpfung halten, ein Restchen. Alle Religion ist, gleich jedem anderen Kulturgut, Produkt der von Gott geleiteten geschichtlichen Entwickelung. Darum dürfen wir mit dem Eintritt Christi in die Welt den Morgen des Seelenlebens anbrechen lassen. Ich weiß nicht, ob heute noch im breslauer Dom zur Adventszeit das Ecce, Dominus veniet gesungen wird, ob es so gesungen wird wie vor sechzig Jahren, ich weiß nur, daß bei den Worten et erit in die illa lux magna es licht wurde in meiner Seele; wie ich denn überhaupt immer die Kirchenmusik als eine Erleuchtung, eine Offenbarung Gottes empfunden habe. So sehr ich die Hellenen liebe, bin ich doch überzeugt: Melodien, wie unsere von der Offenbarung Christi durchleuchteten und durchglühten Tondichter, haben sie nicht gefunden.

Der Morgen ist lang geworden, die Mittagshöhe noch nicht erreicht, wohl im Diesseits gar nicht zu erwarten; und immer wieder wird die Sonne von den aus Unwissenheit und niederen Trieben aufsteigenden Nebeln verhüllt. Die Priester und Bischöfe sind Menschen, sind von Unwissenheit, Irrthum und Laster, von dem in die Kirche eingeschleppten Rabbinismus, Pharisäismus und heidnischen Aberglauben nicht frei geblieben; und so folgt dem heilvollen Wirken der Kirche als Schatten die im Ablauf der Jahrhunderte riesengroß anschwellende Schuld, deren Zergliederung heute die dem lieblichen Feste des göttlichen Kindes gebührende Stimmung verbietet. Ganze Völker haben, von dem Treiben der Hierarchie abgestoßen, die alte Kirche verlassen; und weniger edle Beweggründe, die sich einmischten, haben die Abneigung gegen die Hierarchie in grimmigen Haß gegen das Christenthum verkehrt. Aber diese Feindsäligkeit hat die Kirche gerettet. Aufklärung und eine außerhalb der Kirche aufblühende Humanität fördernd, hat sie es der Hierarchie unmöglich gemacht, noch einmal in verderblichen Aberglauben und in hassenswerthe Formen gewaltsamer Selbstbehauptung zurückzusinken; und die fortschreitende Säkularisation, die übrigens auch ohne alle Feindschaft als Wirkung einer natürlichen Entwickelung eingetreten sein würde, überhob die Päpste und Bischöfe der traurigen Nothwendigkeit, Todesurtheile zu fällen, Gefängnisse zu bauen, Kriege zu führen, Diplomatenkünste zu üben und andere mit

ihrem heiligen Amte nicht vereinbare Pflichten zu erfüllen; sie dürfen nun wieder Organe sein, in denen der Geist Christi, der göttliche Geist, sich rein auswirkt.

Die dritte Messe, am hellen Tag, ist der Geburt des Gottsohns im Menschenherzen gewidmet, dem Zweck seiner Herabkunft, der sich täglich überall verwirklicht. Laß uns, lehrt die Kirche beten, der Gottheit Dessen theilhaft werden, der unsere Menschheit angenommen hat. Menschwerdung Gottes und Vergottung des Menschen: Das ist der Inhalt des Weihnachtmysteriums. Da haben unsere Mystiker, was sie fordern. Aber während Jeder von ihnen sein individuelles Herzensbedürfniß im Auge hat, befriedigt die Kirche auch die spekulativ gerichteten Geister und die Bedürfnisse des Volkes. So Vieles, so Alles umfassend, würde sie den Namen der katholischen, der wahrhaft allgemeinen, verdienen, wenn sie darauf verzichtete, alle die Männer auszustoßen, die, vom Geist Jesu erfüllt, aus vollwichtigen Gründen die dogmatischen Formulirungen, zum Theil Verunstaltungen, der christlichen Ideen ablehnen, die zu schaffen, Theologengrübelei, wirthschaftliche und politische Entwickelung und hierarchische Selbstsucht zusammengewirkt haben; wenn sie ferner anerkennen wollte, daß ihr ursprünglich eigener, der Geist Jesu es ist, der in den bürgerlichen Ordnungen und in den außerkirchlichen humanen Strömungen unserer Zeit waltet; wenn sie endlich aufhörte, klagend und scheltend die Rolle des Erziehers zu spielen, der sich nicht drein finden kann, daß er seine Aufgaben gelöst und sich selbst überflüssig gemacht hat. Ganz überflüssig wird sie ja niemals werden, denn es ist ihr das **Charisma** verliehen, die Herzen der Ihren den aus dem göttlichen Quellborn alles Lebens strömenden Wassern offen zu halten, während die draußen Weilenden, von den Leistungen des Menschengeistes überwältigt, nur allzu leicht einer Diesseitigkeit anheimfallen, die das innerste Sehnen des Herzens nicht zu stillen vermag und es austrocknet. Und eines zweiten, der Kulturwelt unentbehrlichen Charismas erfreut sie sich: sie verfügt über eine solche Fülle ethischer Motive, Antriebe und Lockungen in Wort, Bild und Tönen, in zweckmäßigen seelsorglichen und kultischen Einrichtungen, daß alle anderen, ethischen Zielen zustrebenden Gemeinschaften neben ihr arm erscheinen, wie sie denn auch gewöhnlich geneigt sind, die Bändigung der Massen allein noch von der Militärgewalt zu erhoffen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



1913.

Hintergrund.

Der italienische Minister des Aeußeren, Marchese di San Guiliano, sprach im Dezember zu dem neu gewählten Parlament: „In diesem Augenblick, wo eine der größten internationalen Krisen der Geschichte noch nicht vollständig überwunden ist, schweben viele wichtige Fragen; und viele wichtige Interessen unseres Landes, Lebensinteressen, stehen auf dem Spiel.“ So sah es 1913 überall aus. Für die Wirthschaft ein ewiger Kampf gegen politische Sorgen; ein gefährliches Schaukeln zwischen dem Tiefpunkt der letzten Friedenchance und dem Hochgefühl der Befreiung aus aller Noth; und schließlich völlige Gleichgiltigkeit gegen jede neue Färbung des Weltbildes. Die erste Hälfte des Januarmonats schimmerte rosenroth; und die Friedensglocken waren schon in leise Schwingung gebracht, um mit vollen Akkorden in die Verkündung des Friedens auf Erden einzufallen. Da krachte der Sturz, der das Ministerium Kiamil vertrieb. Das Ringen um Adrianopel begann; und endete erst, als Bulgarien den größeren Theil seiner Beute wieder verloren hatte. Der Friede von Bukarest wurde am sechsten August unterzeichnet. Was der Krieg zerstört hat, ist noch nicht berechnet. Die Liquidation des blutigen Balkangeschäftes fängt erst an. Die verwüsteten Länder brauchen sehr viel Geld, um Vernichtetes zu ersetzen, Gewonnenes fruchtbar zu machen. Serbien allein hat sein Gebiet um fast die Hälfte des alten Territoriums vergrößert. Der Boden aber muß mit Geld gedüngt werden, wenn er Ernten tragen soll. Die Moratorien wurden über den festgesetzten Endtermin verlängert. Zahlungen können erst geleistet werden, wenn neues Geld da ist. Mehr als Vorschüsse haben die Balkanier im alten Jahr nicht erreicht. Den besten Standard hat Rumänien. Die Kosten seines kurzen Feldzuges werden auf 200 Millionen Francs geschätzt. Doch die Ernten (Weizen und Mais) waren gut und eine Anleihe war im Ausland leicht unterzubringen. Die 8000 Quadratkilometer, um die das Königreich seine Grenzen erweiterte, bilden eine gewichtige Reserve. Die Türkei erhielt sich das geschäftliche Ansehen durch die Wahrung der normalen Zahlungbedingungen. Sie deckte sich nicht durch ein Moratorium. Unter den Großstaaten litt Oesterreich-Ungarn am Meisten durch den Krieg. Was über das Geschäft berichtet wurde, war mehr schwarz als gelb geändert. Kanonendonner aus weiter Ferne traf kaum das von den Balkangeschützen betäubte Ohr. Im Osten tobte noch immer der Aufruhr um die neue chinesische Republik; und im Westen blies Mexikos Diktator Huerta die Kriegsfanfare. Sir Edward Grey aber pries den europäischen Frieden; Sir Winston Churchill forderte das Weltfeierjahr im Flottenbau; und der Schatzsekretär Kühn den Wehrbeitrag von einer Milliarde: Deutschlands Tribut für den Balkankrieg.

Ernten und Handelsbilanz.

Wichtiger als die Politik ist das Brot. Aber Korn wächst nur auf Fluren, die der Mensch nicht zerstampft. Und der Boden hat gezeigt, was ihm friedliche Arbeit abzugewinnen vermag. In Deutschland gabs wieder eine vorzügliche Ernte: 4,65 (4,36) Millionen Tonnen Weizen, 12,22 (11,59) Millionen Tonnen Roggen, 3,67 (3,48) Millionen Tonnen Gerste, 9,71 (8,52) Millionen Tonnen Hafer und 54,12 (50,21) Millionen Tonnen Kartoffeln. Auch die Zuckerproduktion wird in ihrem Jahresertrag sogar vom Reichsschatzsekretär gepriesen. Der rühmte sie in seiner Etatrede und that mehr Zucker in den Reichshaushalt, als man dort zu finden gewöhnt ist. Deutschland produzirte 27 Millionen Doppelcentner, 7 Millionen mehr, als der Durchschnitt der letzten zehn Jahre betragen hatte. Die Leistung fiel besonders im Vergleich mit den Darbietungen anderer Länder auf. Rußland blieb so weit zurück, daß es (zum Glück für Deutschland und Oesterreich-Ungarn) die ihm durch die Brüsseler Konvention gebotene Ausfuhrgrenze nicht erreichte. Aber der deutsche Export stieg von 2,8 Millionen Doppelcentnern (1911/12) auf 14,3 Millionen (1912/13); und da der Verbrauch im Inland sich zu nie gesehener Höhe erhob, konnte man beinahe günstige Schlüsse auf die Lebenshaltung des deutschen Volkes ziehen. Aber die Zahl der Arbeitlosen ist groß; und aus den Bureaux der Gewerkschaften drangen in den letzten Wochen des Jahres erschreckende Ziffern in das neugierige Ohr. Ihre Sprache ist so gellend, daß sie den Wohllaut der Jubiläumstatistiken, die 1913 auch für die wirthschaftliche Entwickelung aufgemacht wurden, verschlang. Der berechtigte Stolz auf den ökonomische Erfolg und auf die 330 Milliarden des deutschen Nationalvermögens verstummt vor dem Jammer der Armuthstatistik. Auch in der Mittellage verschlechtern sich die Existenzmöglichkeiten durch die zähe Theuerung der Lebensmittel. Erstaunliches vollbrachte der deutsche Außenhandel. Zweimal (März und September) hatte die Ausfuhr den Import geschlagen. Das war seit 1881 nicht mehr erlebt worden. Die Ausfuhr stieg, der Menge nach, von 593 auf 671 Millionen Doppelcentner (in den ersten elf Monaten 1913), dem Werth nach von 8019 auf 9122 Millionen Mark; die Einfuhr nur von 655 auf 670 Millionen Doppelcentner, während sich ihr Werth von 9779 auf 9760 Millionen Mark erniedrigte. In der Quantität hatte der Export einen Aktivüberschuß von 520000 Doppelcentnern. Der Passivsaldo der Handelsbilanz aber, der im Vorjahr noch 1759 Millionen Mark betrug, schrumpfte auf 638 zusammen. Die Differenz von 1121 Millionen kommt natürlich der deutschen Zahlungsbilanz zu Gut, deren Aktivität erhalten blieb. Das Steigen des Exports braucht keine symptomatische Bedeutung zu haben, kann zum kleinen Theil Besserungen der statistischen Technik, zum großen Theil den Folgen der verschlechterten Inlandkonjunktur zuzuschreiben sein: wichtig ist, daß sie die Möglichkeiten eines intensiv betriebenen Auslandgeschäfts kennen lehrte. Und die 18882 (17798) Millionen Mark

des deutschen Außenhandels dürfen sich neben den 25 800 (24 580) Millionen der Engländer sehen lassen. In Frankreich, das eine schroffe Abwehr deutscher und österreichischer Waaren versuchte, dehnte sich der Werth des internationalen Handels von 15 155 auf 15 588 Millionen Francs (in den ersten zehn Monaten). Wenig erbaut sind die französischen Nationalisten von der statistischen Veränderung in ihren Handelsbeziehungen zu Deutschland. Früher war ihr Export auf die Märkte des Erbfeindes der bessere Theil; seit einigen Jahren ist es umgekehrt. Und dieser Wechsel vertieft sich noch immer. Die Gestaltung der Handelsziffern im Habsburgerland spiegelt das Bild des ganzen Geschäftes wider: kleinere Einfuhr, größerer Export. Verminderte Kauflust, gesteigertes Ausfuhrbedürfniß. Von Januar bis Oktober bewerthete sich der Außenhandel auf 5049 Millionen Kronen (4938). Das Passivum der Handelsbilanz sank von 741 auf 490 Millionen.

Vereinigte Staaten.

Auch in den Vereinigten Staaten sank die Wagschale des Exports und der Aktivsaldo der Handelsbilanz vergrößerte sich: von September 1912 bis Ende August 1913 (um 175) auf 711,4 Millionen Dollars bei einem Gesammtwerth von 4284 (3962) Millionen. Die Union verlor Morgan und bekam Wilson. Der brachte ihr einen neuen Zolltarif mit erniedrigten Sätzen und dem Wunsch, daß Amerika zeige, welcher Leistungen es fähig sei. Das Jahr 1913 sah einen Niedergang der Konjunktur, obwohl die Ernte zur Mehrung des Reichthums beitrug. Für Weizen gab es, mit 763 (730) Millionen Bushels, einen Rekord; das Ergebniß der Maisernte blieb hinter dem der letzten Jahre zurück: 2447 (3125) Millionen Bushels. Bei der Wichtigkeit dieses Produkts für die Vereinigten Staaten drückte schon das erste Gerücht von einem schlechten Ernteresultat (die Taxen sprachen von 2300 Millionen Bushels) die Preise aller Bodenfrüchte. Auch das Ergebniß der Baumwollernte befriedigte nicht. Es war, nach dem letzten amtlichen Ausweis, mit 13,67 Millionen Ballen niedriger als in den beiden Vorjahren (13,82 und 14,88) und hatte schon durch die Schätzungen die Börsentendenz gestört. Die Preise fanden keinen Punkt, wo sie stehen konnten. Die Dispositionen der Verarbeiter des Rohstoffes wurden gehemmt; und die Wirkungen eines unsicheren amerikanischen Baumwolljahres reichen in die Spinnereien beider Hemisphären. Das deutsche Baumwollengewerbe kann ein Lied davon singen. Die Wollbranche hofft Gutes von den geänderten Zöllen. Spezialitäten, besonders Tricotagen, werden vielleicht mehr Boden auf den amerikanischen Märkten gewinnen. Nur im Textilbereich und im Lager der Kleineisenindustrie freut man sich der Tarifreform. Sonst herrscht noch der Zweifel. Die Steel Corporation hatte seit Juni eine gleitende Skala in ihren Aufträgen. Und das Minus gegen das Vorjahr wurde von Monat zu Monat größer. Im November war es auf 3,5 Millionen Tons gewachsen. Ein Auftragbestand von 4,39 Millionen Tonnen, wie ihn der

November aufwies, war seit November 1911 nicht mehr gesehen worden. Der November 1912 brachte 7,85 Millionen Tonnen. Der Stahltrust sitzt noch immer auf der Sünderbank; mit ihm die International Harvester Co., deren Gründer, die McCormicks, zur guten newyorker Gesellschaft gehören. Wilson läßt das Wesen jedes einzelnen Trusts durchforschen, um Schwarz von Weiß zu sondern. Eine neu zu errichtende Interstate Trade Commission soll die Oberaufsicht über den Monopolbereich führen. Von dem dazu gehörenden Zwilling, der Interstate Commerce Commission, erwarteten die Eisenbahnen vergebens ein Votum zu Gunsten höherer Tarifsätze. Die Bahnen schickten Petitionen, weil ihnen die Ausgaben (hohe Löhne, theure Materialpreise) über den Kopf wuchsen und der Betriebskoeffizient sich merkbar verschlechterte. Die Dringlichkeit einer Sanirung ist durch die Daten des vorigen Jahres nachzuweisen. Man braucht nicht einmal an die dem Receiver verfallene Friscobahn zu denken. Die New York, New Haven and Hartford-Bahn blieb zum ersten Mal ohne Dividende. Die Bahn, eine der größten des Landes, hatte seit fast zwanzig Jahren regelmäßig 8 Prozent im Jahr vertheilt und einen guten Kursstand gehalten. In Folge der schlechten Beziehungen des Geldkapitals zu den Eisenbahnen und einer rücksichtlos betriebenen Expansion gerieth das stolze System in Verfall. Die Shermanbill wurde aufgefahren und der erste Schuß traf die Dividende. Das Aktienkapital ist um den besten Theil seiner Errungenschaften gebracht. Aber die Hauptsache ist, daß dem Gesetz Respekt verschafft wird. Pereat mundus. Die Pennsylvaniabahn, die an der verwundeten Gesellschaft betheiligt ist, braucht Geld. (Welche Bahn nicht?) Sie erhöhte ihr Kapital um 45 Millionen Dollars. Die Chicago Milwaukee aber will 470 Millionen Dollars allgemeiner Refundingbonds ausgeben, um ihre Anleihen in bessere Form zu bringen. Der Geldbedarf wurde durch kurzfristige Notes, die hohe Zinsen trugen, gedeckt. Im In- und Ausland. Daß in den letzten Wochen des Jahres diese Schuldverschreibungen in London aufgekauft wurden, galt als Ankündung einer neuen Finanzaera für die Yankeebahnen. Daß die Union von der Southern Pacific geschieden wurde, machte mehr Umstände, als der praktische Erfolg werth ist. Insolvenzen im Bankenviertel waren nicht selten. In New York stellte die Bankfirma H. B. Hollins & Co., deren Beziehungen bis Berlin reichten, die Zahlungen ein. Die New York Real Estate Security Co. kam unter Zwangsverwaltung. Vier Banken in Pittsburg, eine Trustbank in Chicago, die Atlantic National Bank in Providence und die Trades National Bank in Lowell (Ma.) mit 3 Millionen Dollar Depositen machten die Schalter zu. Diese Unfälle riethen zu schleuniger Erledigung der Currency-Bill, die dem Land ein besseres Geldsystem bringen soll. Jakob H. Schiff prophezeite eine schwere Krisis, falls das Gesetz nicht bald in Kraft trete. Wilson gab sich Mühe, noch 1913 auch unter diese Bill seinen Namen zu setzen. Aber die Senatoren und Repräsentanten beeilten sich nicht. Die amerikanische Wirthschaft ist mit einer

Schuld von rund 1000 Millionen Dollar belastet. Die Hälfte davon muß 1914 zurückgezahlt werden; und die unbedeutenden Hilfen, die das Schatzamt giebt, machen den Geldumlauf nicht flott.

Amerika und Asien.

In Kanada entstand eine Spannung, die zum Theil durch große Landspekulationen verursacht war. Hypotheken für kanadische Grundstücke werden in der ganzen zahlungsfähigen Welt gesucht. Und die Canadian Pacific möchte eine seccessio plebis aus Europa bewirken, um den nöthigen Menschendünger zu gewinnen. Mit der triester Linie hatte sie Pech. Nachdem sechs Armeecorps hinübergeschifft waren, kam dieses militärische Theilungsystem heraus. Oesterreich vermißte seine Rekruten. Die Agenten der Canadian geriethen in einen bösen Wirbel allgemeiner Entrüstung; und im Reichsrath sprach man mehr von der Dominion Canada mit ihren hübschen Aussichtwagen als vom Budget. Auch die deutschen Rhedereien bekamen Etwas ab; und die österreichische Regirung soll beabsichtigen, den im Besitz der HAL und unseres Lloyd befindlichen Theil des Aktienkapitals der Austro-Americana, der großen triester Gesellschaft, selbst zu übernehmen. Die Canadian Pacific kündete eine Finanztransaktion an; um ihren Aktionären eine Freude zu machen. Die kam aber nicht. Der berühmte bonus entpuppte sich, wie die berliner Börsenphilosophen witzelten, als onus. Der große Landbesitz der Bahn soll in der Bilanz zu klarerem Ausdruck kommen. Davon haben die Aktionäre nicht viel. Wenn sie auch wissen, wie groß der Erlös aus den Terrainverkäufen und wie hoch die Restzahlungen sind, so erlangen sie damit noch keine höheren Dividende. Und die sechsprozentigen Notes, die ihnen zu 80 angeboten werden, kosten Geld, wenn sie auch billig sind. Schlimmer als Kanada ging es den großen südamerikanischen Republiken. In Brasilien gab es eine Gummikrisis; in Argentinien eine Reaktion auf spekulative Ausschreitungen. Im Kern sind die Länder gesund; nur das europäische Geld hat ihnen falsche Maßstäbe gegeben und zum Schluß die Mittel versagt, um in den alten Umfängen weiterzuleben. So entstanden Schwierigkeiten auf dem Geldmarkt und in den Möglichkeiten des Kredits; aber die südamerikanischen Dinge waren ein Kinderspiel im Vergleich mit der mexikanischen Katastrophe. Zusammenbruch der Landeswährung; Zwangskurs; Run auf die Centralbank. Ob der Diktator Huerta oder Präsident Wilson das letzte Wort haben soll, wird sich vielleicht 1914 entscheiden. Das Oel hat die Wogen nicht geglättet, sondern thurmhoch emporgeworfen. Hie Standard Oil! Hie Parson! England wiegelte ab, als man den Verdacht aussprach, seine Intervention habe öligen Geschmack. Immerhin ist das mexikanische Petroleum ein Besitz, um dessen Herrschaft sich ein Kampf lohnt. Auch für die Besitzer mexikanischer Papiere? Fünfprozentige Mexikaner minus 11, vierprozentige minus 13. Und der Werthverlust bei den Shares und Obligationen der National Railways

of Mexico ist noch größer. Auch Indien hatte Unglück. Die Eingeborenenbanken litten unter einer durch mißglückte Spekulationen entstandenen Spannung. Silber und Perlen reizen die Phantasie der indischen Haussiers; und zwischen Wollen und Können entsteht leicht ein Mißverhältniß. Die Inder werfen den Engländern vor, daß sie die Nothwendigkeiten des Kredits nicht europäisch genug behandeln. Einige indische Finanzinstitute fallirten; und die Wirrniß erreichte ihren Höhepunkt, als Chunilal Saraya, der Chef der Indian Specie Bank, sich nach verfehlten Spekulationen tötete. Saraya war der erste Mann im Silberring. Er bestimmte von Bombay aus die Preise und drückte London auf den zweiten Platz. 1912 hatte er den Silberpreis auf $29^{11}/_{16}$ d getrieben. Er konnte die Engagements, die er gehäuft hatte, nicht halten, seit durch die Verschlechterung der Wirthschaftkonjunktur der Silberwerth sich verringert hatte. Die großen Lager wurden von den londoner Silberleuten übernommen und der Preis, der sich bis $25^{15}/_{16}$ gesenkt hatte (die Schwankungen reichen, in normalen Tagen, selten über $^{1}/_{16}$ Penny hinaus), konnte wieder gehoben werden. Die übrigen Metalle, die in London ihren Hauptmarkt haben, standen im Zeichen der Baisse. Kupfer büßte im Lauf des Jahres 13 £ (die erste Jahresnotiz war 77 £) ein, nachdem im Oktober die höchste Spitze ($73^{1}/_{8}$) erreicht worden war. Zinn verlor mehr als 59 £ (von $229^{3}/_{4}$ bis $169^{7}/_{8}$), Zink 5, Blei hatte ziemlich gleichen Anfang- und Endkurs, verlor aber von der besten Notiz des Jahres 3 £. Die Taktik der Spekulation und das Verhalten des Konsums bestimmten gemeinsam die Entwickelung der Metallpreise.

Diskont.

Eins der wichtigsten Wirthschaftlebenszeichen bietet die Statistik des südafrikanischen Goldes. Sie brachte für 1913 zum ersten Mal einen Minusvergleich: in den ersten elf Monaten wurde für 34,49 Millionen £ Gold produzirt (gegen 35,46 im Vorjahr). Die Goldausbeute in den Transvaalminen ist eng mit der Arbeiterfrage verwachsen. Die ist für die Ergiebigkeit der Bergwerke fast von der selben Bedeutung wie Technik und Kapital. Die Welt steht noch nicht auf Stützen. Sie hat sogar die 6 Prozent ausgehalten, die ihr die Reichsbank auferlegte. Die hatte im November 1912 ihre Rate von 5 auf 6 Prozent erhöht und sie da gehalten. Am siebenundzwanzigsten Oktober 1913 erniedrigte sie den Wechselzinsfuß auf $5^{1}/_{2}$, am zwölften Dezember auf 5 Prozent. In den ersten Monaten des Jahres stand die Reichsbank noch ganz unter dem Druck der Politik, der internationalen Geldverhältnisse und der Lebhaftigkeit des Begehrens aller Geschäftskreise. Das änderte sich früh und man erhoffte schon für den Mai eine Diskontänderung. Zum Halbjahreswechsel gerieth die Bank mit 175 Millionen (gegen 64) in die Steuerpflicht. Die Belastung durch Wechsel und Lombarddarlehen betrug 1633 (gegen 1580) Millionen, aber der Goldvorrath war mit 1081 um fast 200 Millionen größer als im Vor-

jahr. Zwischen den Diskontsätzen beider Jahre bestand eine Spannung von $1\frac{1}{2}$ Prozent; und es gab Leute, die meinten, durch diese Differenz sei der Unterschied in der Geldlage reichlich ausgedrückt. Im Centralausschuß wurde Ende August die Möglichkeit einer Diskontkürzung im Prinzip entschieden. Sorge machte nur der Blick aufs Jahresende. (Unnöthige, wie sich gezeigt hat.) Am dreißigsten September hatte sich die Steuerpflicht zu Gunsten dieses Jahres geändert: 246 gegen 339 Millionen. Gold: 1143 gegen 836 Millionen. Die Diskonterniedrigung fiel im Oktober wie eine überreife Frucht vom Baum. Der Goldschatz der Reichsbank wuchs auf 300 Millionen. Die neue Goldrüstung der Wehrgesetze soll durch 120 Millionen Reichskassenscheine aufgebracht werden. In diesen zweiten Reichskriegschatz sind schon mehr als 75 Millionen geflossen. Die hohe Bankrate hat sich gelohnt. 120 Millionen neuer Silbermünzen, die den Hunger nach Hartgeld in Nothtagen stillen sollen, sind cura posterior. Nur sechzehnmal war die Reichsbank in der Steuerpflicht. Der Privatsatz, der 1912 einen Durchschnitt von 4,22 Prozent hatte, wird 1913 auf wenigstens 5 Prozent kommen. Ultimogeld war bis Oktober theurer als im Vorjahr. Die höchste Leistung im März: $8\frac{1}{4}$ gegen 7 Prozent. Im November aber $4\frac{5}{8}$ gegen 6, im Dezember $6\frac{1}{2}$ gegen $8\frac{3}{4}$. Der internationale Geldmarkt war ein Gegenstand der Sorge. Das englische Barometer wurde ängstlich beobachtet. Egypten lag an der Goldkrippe, um seine Baumwollernte zu reguliren; Indien brauchte britisches Gold als Arzenei; Amerika schickte Baumwolltratten und Finanzwechsel. Die Bank von England hatte im Oktober 1912 den Zinsfuß auf 5 Prozent gesetzt, im April 1913 $4\frac{1}{2}$ Prozent normirt, war aber am zweiten Oktober gezwungen, wieder auf 5 Prozent zu gehen, und bedrohte die Diskontatmosphäre mit neuen Gewittern. Die verzogen sich wieder. Die Banque de France, die sich eifrig um südamerikanisches Gold bemühte, war trotzdem und trotz der Doppelwährung nicht im Stande, den Rekordsatz von 4 Prozent, der seit dem ersten November 1912 galt, zu beseitigen. Man ist in Geldsachen etwas bescheidener geworden. In Oesterreich-Ungarn war mans immer. Die Habsburger gingen bis Ende Oktober mit den deutschen Zeltgenossen, hielten aber ihre 6 Prozent Bankdiskont einen ganzen Monat länger und sind schließlich, mit $5\frac{1}{2}$, noch über dem deutschen Zinsfuß geblieben. Vielleicht wäre die hohe Bankrate nicht geändert worden, wenn das Beispiel des Nachbars nicht zur Nachahmung gelockt hätte.

Staatspapiere.

Daß die Staatspapiere nicht von der Verbilligung des Geldes profitirten, lag an den Ursachen, die dem Kapital den Weg bestimmt hatten. Die Kriegsfurcht hatte aus Effektenkapital Bargeld gemacht und der Wehrbeitrag diese Metamorphose nicht aufgehoben. So blieb es bis zum Jahresende; und es ist noch nicht sicher, ob die Aera „leichteren“ Geldes, die für 1914 prophezeit ist, gerade dem Renten-

markt Segen bringen wird. Der Reichsbanksatz hatte 1913 im Durchschnitt 5,90 Prozent (4,92) betragen. Um mit ihm wirksam konkurriren zu können, hätten die Staatspapiere einen noch niedrigeren Kurs haben müssen, als sie hatten. Die dreiprozentige Reichsanleihe stand im Juli auf 73,80. Das war weniger, als der Normalzinsfuß von 4 Prozent erfordert hätte. Am Anfang des Jahres hatte die Reichsanleihe 78½ gekostet und am Ende steht sie auf 76. Bei der vierprozentigen Reichsanleihe beträgt die Kursdifferenz 2 Prozent: 98 gegen 100; bei der 3½prozentigen 3: 85,50 gegen 88,60. Im Februar wurden 100 Millionen vierprozentiger Konsols, 50 Millionen Reichsanleihe, 400 Millionen vierprozentiger preußischer Schatzanweisungen emittirt. (Geplant waren 250 Millionen fundirter Anleihen, wurden aber vom Konsortium abgelehnt.) Ausgabekurs: 93,40 für die Anleihen, 99 für die Schatzanweisungen. Resultat: 150 Millionen Anleihen fast ganz durch Schuldbucheintragungen gedeckt; die Schatzanweisungen nur zur Hälfte gezeichnet und mit etwa 80 Millionen noch im Besitz der Konsortialen. Im Juni 50 Millionen Reichsanleihe, 175 Millionen Konsols, 75 Millionen preußischer Schatzwechsel, die (mit einjähriger Laufzeit) von den Banken fest übernommen wurden und vom Fiskus mit 5½ Prozent verzinst werden. Ausgabekurs: 97,90 (½ Prozent weniger als im Februar). Resultat: Reichsanleihe ganz, Konsols zum Theil gezeichnet. Der Rest war erst Ende Oktober ausverkauft. Wie es 1914 kommen wird, weiß man noch nicht. Wahrscheinlich wird das Reich, das mit dem Wehrbeitrag satt gemacht wird, auf eine neue Anleihe verzichten und Preußen Mitte Januar sein übliches Geschäft erledigen. Die Summe der in- und ausländischen Staatspapiere, die im ersten Halbjahr 1913 emittirt worden sind, war größer als in den drei Vorjahren: 1240 Millionen im Kurswerth (gegen 908, 853 und 1160). An ausländischen Neuheiten herrschte kein Mangel. Oesterreich brachte eine 4½prozentige Eisenbahninvestitionanleihe von 122,8 Millionen Mark zu 93. Ungarn 150 Millionen Kronen 4½prozentiger Rente (so dick überzeichnet, daß in Deutschland nicht einmal die Sperrzeichnungen voll berücksichtigt werden konnten) und 550 Millionen 4½prozentiger Schatzscheine. Diese Tratten, die so verführerisch Schuldner und Gläubiger locken, waren 1913 der Modeartikel. Geld war theuer und selten, aber heißer begehrt als je. Der Pulverdampf auf dem Balkan hatte die Kehlen getrocknet. Um rasch und sicher zu Barmitteln zu kommen, mußte man den kürzesten Weg nehmen; und da die Weltmächte nicht zögerten, ihre schwebenden Schulden, durch neue Schatzscheinemissionen, zu vergrößern, so hatten die dii minorum gentium erst recht keinen Grund, sich zu sträuben. Alles ging wie geschmiert. In London wurden englische Schatzwechsel zu 4 Prozent aufgelegt; in Paris französische. Der schneidige Finanzgeneral Caillaux will die 3 Milliarden, die Frankreich fürs Heer und zur Deckung des Budgetdefizits braucht, durch Schatzanweisungen aufbringen. Sein Vorgänger Dumont, der nur 130 Millionen haben

wollte, hatte einen Hymnus auf die ewige Rente gesungen. Tempora mutantur; manchmal über Nacht. Die angebetete Dreiprozentige ist das Opfer des Szenenwechsels. Sie begann das Jahr mit einem Kurs von 89,25, senkte sich bis 83,35 (im Juli), kletterte, mit Nachhilfe der Regirung, auf 91 und quittirt die Schatzscheincampagne mit 85. Jahresverlust: rund eine Milliarde. Die schlimmste Sensation erlebte England. Die Konsols geriethen noch vor Jahresende unter die Räder. Sie hatten mit 71¼ den schlechtesten Preis, den sie je verzeichneten. Man bot fünfprozentige amerikanische Eisenbahnnotes zu 97 an; und dieser Konkurrenz waren die Goldgeränderten nicht gewachsen. Sie wurden in Massen angeboten, weil die Besitzer sich die feinen Yankeewerthe anschaffen wollten. Zwischen Anfang und Ende des Jahres bestand für die Konsols ein Preisunterschied von 4 Prozent. Der nahe und der ferne Osten waren sehr aktiv; mit ungleichem Erfolg. Die chinesische Republik fand, trotz ständigem Erdbeben, gläubige Geldleute. Die fünf Mächte (ohne Amerika, das, aus Rücksicht auf die Gefühle des gelben Mannes, dem Syndikat den Rücken gekehrt hatte) geben eine 5½prozentige Reorganisationanleihe von 510 Millionen Mark. Die war schneller verbraucht als errungen. Ihr folgten die obligaten Vorschußgeschäfte, nachdem das Fünferkonsortium sich entschlossen hatte, nur noch für Anleihen „zu Staatszwecken" aufzukommen. Oesterreichische Firmen gaben 3,20 Millionen £; die Banque Industrielle de Chine in Paris stiftete eine Anleihe von 180 Millionen Francs. Der Balkan hat noch nicht viel Bargeld erlangt. Rumänien blieb hors concours. Im Januar wurden 150 Millionen 4½prozentiger Schatzscheine (von Diskontogesellschaft-Bleichroeder) in Deutschland untergebracht, im Herbst folgte eine 4½prozentige Staatsanleihe von 250 Millionen, aus der 80 Millionen Schatzscheine getilgt werden sollen. Für die Türkei hatte Dschawid Bey, als Agent, 700 Millionen Francs in Paris abgeschlossen. Nicht viel mehr als die Hälfte des Gesammtbedarfes, der auf 1200 Millionen geschätzt wird. Aber die Politik störte das Geschäft. Die Türken mußten von Vorschüssen leben. 100 Millionen Francs gab das pariser Bankhaus Périer (trotz Rußlands und der Nationalbank of Turkey Protest), 15 Millionen Francs die Banque Française und 10 Millionen die Deutsche Orientbank. Alles auf Schatzwechsel zu 6 Prozent. Bulgarien bekommt 25 Millionen in Paris, 30 in Wien und konnte achtprozentige Schatzscheine in Berlin unterbringen. Die große Anleihe brachte ihm 1913 noch nicht. Auch Serbien, das mit der Banque Franco-Serbe eine fünfprozentige Anleihe von 125 Millionen abschloß, mußte sich mit Vorschüssen behelfen. In Paris wurden, statt geforderter 30, nur 10 Millionen gelockert; und die Schatzwechsel zu 7 Prozent, die Mitte Dezember zur Einlösung fällig waren, mußten prolongirt werden. Griechenland fand bei dem schon genannten Bankhaus Périer einen Vorschuß von 10 Millionen Francs zu 6 Prozent. Im neuen Jahr wird ein großes Rennen um den Geldmarkt anheben. Um alle Mitläufer zu schlagen, hat Bayern,

wider jede Gewohnheit, seine Anleihe schon Mitte Dezember begeben: 80 Millionen zu 96,75 und 4 Prozent Zinsen.

Banken.

Nicht besser als den Staatspapieren erging es den Hypothekenpfandbriefen. Auch da unaufhaltsamer Kursfall. Am dreißigsten Juni hatte sich der Umlauf von Obligationen der deutschen Pfandbriefinstitute (um 40) auf 11 450 Millionen erhöht (gegen 195 im ersten Semester 1912). Die Summe der Hypotheken wuchs in der selben Zeit (um 31) auf 11881 Millionen. Die Banken hatten sich mit Neuausleihungen nicht zu plagen und konnten dafür um so höhere Provisionen und Zinsen bei den Prolongationen nehmen. Ihre Dividenden sind also nicht in Gefahr. Sie stehen sicherer als die Dividenden der anderen Banken. Nicht alle werden ihre Quoten von 1912 halten können. Das Jahr gehört nicht zu den fetten. Im Effekten- und Emissionsgeschäfte schon gar nicht. Das reguläre Bankgeschäft aber hielt sich gut. Der Kredit, den die Banken gaben, war theuer, wurde aber trotzdem gesucht. Die Wechselportefeuilles bauschten sich, während sie bei der Reichsbank einschrumpften. An Provisionen brachte das Kreditgeschäft mehr als die Effektenvermittlung. Durch das Konditionenkartell konnten die Gebühren, besonders im Acceptverkehr, erhöht werden. Daß die Unkosten größer geworden sind, ist nicht anzunehmen. Auch die Verluste aus zweifelhaften Forderungen waren 1913 geringer als 1912. Am Schlimmsten erging es dem Schaafhausenschen Bankverein. Der mußte schon 1912 die Dividende von 7½ auf 5 Prozent erniedrigen, weil er gezwungen war, mehr als 3 Millionen auf Verlust abzubuchen. Und 1913 wird der Schnitt ins Fleisch noch tiefer. Mindestens 13 Millionen werden für eine neue Sanirung aufgewandt; und die Aktionäre müssen sich mit einer Dividende von 3 Prozent begnügen. Der Kurs der Bankvereinsaktie hatte sich, unter dem Druck von Angstverkäufen, schon unter den Paristrich gesenkt. Man denke: die Aktie einer deutschen Großbank unter Pari! Neues von Belang gabs im Großbankenbezirk nicht. Die Darmstädter Bank vollendete die Fusion mit der Breslauer Diskontobank und übernahm das Bankgeschäft J. E. Levinthal in Breslau. Außerdem eine Bankfirma in Mainz, wo eine Niederlassung errichtet wurde. Die Dresdener Bank erweiterte ihre breslauer Beziehungen durch ein Abkommen mit der Firma Gebrüder Guttentag; der Schlesische Bankverein (Concern Deutsche Bank) durch die Angliederung des Bankhauses E. L. Landsberger. Die Deutsche Bank eröffnete Filialen in Offenbach, Hanau, Darmstadt; die Mitteldeutsche Kreditbank in Hannover, Baden-Baden und Mainz. In der Provinz wurde die Fusion zwischen dem Essener Bankverein und der Essener Kreditanstalt zu Ende geführt und der Göttinger Bankverein mit 6 Millionen Mark Aktienkapital durch die Hildesheimer Bank (Deutsche Bank) neu begründet. Die Deutsche Nationalbank in Bremen (33 Millionen Aktienkapital)

glieberte sich die Leher Bank (2,5 Millionen) an; und die größte selbständige Provinzbank, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, betheiligte sich kommanditarisch mit 2 Millionen bei dem angesehenen Bankhaus Deichmann & Co. in Köln. Die Bank für Thüringen (Strupp) erhöhte ihr Aktienkapital (um 5) auf 15 Millionen. Die Zahl der Insolvenzen war nicht so groß wie 1912. Im bayerischen Allgäu gabs harte Bankierfälle; in Küstrin erregte der Millionenkonkurs des Bankhauses Gustav Puppe schmerzhafte Ueberraschung. Der Prozeß gegen die 1910 zusammengebrochene Niederdeutsche Bank wurde, nach 114 Verhandlungtagen, mit der Verurtheilung der Mehrzahl der Angeklagten (Direktoren und Aufsichtrathmitglieder) zu Gefängniß- oder Geldstrafen beendet.

Industrie.

Die Produzenten von Kohle und Eisen gehören zu der wichtigsten Bankenkundschaft. Der Montanbericht ließ den Rückgang der Konjunktur spät erkennen. Die Erträge, die für das im Juni endende Geschäftsjahr ausgewiesen wurden, deuteten nicht auf Anwandlungen von Schwäche. Unter den großen westdeutschen Werken blieb nur Deutsch-Lux mit der Dividende (10 gegen 11) zurück, obwohl der Betriebsüberschuß um 7 Millionen größer war als im Vorjahr. Aber die Vorsicht zwang zu hohen Abschreibungen. Bescheidenheit gebot auch die Finanzlage, die zur Aufnahme eines Bankenkredits von 15 Millionen zwang. Besser als in Deutsch-Lux ging es in Gelsenkirchen. Dort verzeichnet man für die ersten neun Monate des Betriebsjahres einen Mehrgewinn von 9 Millionen und das Fehlen jeglichen Geldbedarfs. Phönix blieb bei 18 Prozent, ängstete aber durch eine getrübte Prognose, die später berichtigt wurde. Melancholische Gesänge wollte die Börse nicht hören. Krupp trumpfte mit einem Dividendenaufschlag von 2 (auf 14) gegen seine Widersacher. Hoesch ging mit der Dividende von 22 auf 24, Harpen von 9 auf 11, Eschweiler von 8 auf 10. Im Osten: Bismarckhütte von 0 auf 9, Laurahütte von 6 auf 8, Kattowitzer Bergbau von 14 auf 15. Die Eroberungen des Herrn Petschek im mitteldeutschen und oberschlesischen Kohlenrevier weckten nicht überall Begeisterung. Neben dem Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe befiehlt er im ostdeutschen Kohlenbereich; und das Jahr 1914 wird zeigen, welchen Einfluß er übt. Sein Eintritt in die Hohenlohewerke gehört zu den Folgen der Liquidirung des Fürstenconcerns. Daß Der 1913 sein ruhmloses Leben abschloß, ist ein Glück. Was das wirthschaftliche Ingenium wirklich leisten kann, zeigt das Montangebiet. Die Roheisenproduktion wird 1913 mehr als 19 Millionen (17,8) Tonnen betragen. Eins der schönsten Zeugnisse deutscher Industrie. Dazu die Ausfuhr, die die Vormacht der deutschen Eisen- und Stahlprodukte auf dem Weltmarkt unterstreicht: in den ersten elf Monaten des Jahres 5,91 (gegen 5,45) Millionen Tonnen im Werth von gut 1200 Millionen Mark. Ein ansehnliches Stück des

deutschen Einkommens. Der essener Roheisenverband wurde bis Ende 1917 verlängert. Zugleich das Abkommen mit den lothringisch-luxemburgischen Hochofenwerken. Das war nicht der einzige Erfolg im Syndikatbezirk. Nach mühsamer Bauarbeit wurde ein Röhrensyndikat unter Dach gebracht. Der Röhrenmarkt war seit 1910 ohne Kartell. Schließlich trieb die Haltlosigkeit des Geschäfts zu Sonderaktionen: der Concern der Mannesmannwerke entstand; und die großen Gemischtbetriebe (Gelsenkirchen, Phoenix, Thyssen) gliederten sich Röhrenwerke an. Zwischen diesen Repräsentanten war eine Konvention geschlossen worden, die nicht lange hielt. Ihr folgte das Syndikat, das als wichtige Errungenschaft des alten Jahres gepriesen wird. Das Stabeisensyndikat kam nicht. Die Erkenntniß des Nothwendigen war nicht so stark wie die Hemmungen des Entschlusses. So blieb es bei der erwähnten „Bewegungsfreiheit“, also bei Schleuderpreisen. Um den Stabeisenpreis, den wichtigsten der B-Produkte, drehte sich alles Interesse. Von 125 Mark zu Anfang des Jahres hatte er sich bis Mitte Oktober auf 93 (ab Oberhausen) gesenkt. Da war natürlich an Verdienst nicht mehr zu denken. Kaum wurden die Selbstkosten gedeckt. Erst in den letzten Wochen kletterte der Preis wieder in die Höhe und bestätigte die helleren Berichte von der düsseldorfer Montanbörse. Vielleicht wirds wirklich besser. Auch der Roheisenverband berichtete von regerer Nachfrage, fand aber keinen begeisterten Applaus, weil er die Ausfuhrvergütung kürzte. Die war auf 6 Mark für die Tonne erhöht worden und wurde für den ersten Januar 1914 auf 4¾ Mark erniedrigt, weil dann die im September ermäßigten Preise in Kraft treten. Ein Ausgleich also, dem die Verbraucher nur ungern zustimmten. Aehnlich wurde das Verhalten des Kohlensyndikates beurtheilt; es mußte hören, daß es die Nachwirkungen der Hochkonjunktur zu weit ausgedehnt habe. Bis August war das Verhältniß zwischen Betheiligung und Absatz gegen das Vorjahr gesteigert worden. Im Januar 1913 waren es 111 Prozent (gegen 95). Im Durchschnitt der ersten sechs Monate 107 Prozent. Ein außergewöhnlich hoher Standard. Kein Wunder, daß das Syndikat lange nichts von einer Preisänderung wissen wollte. Im November erst entschloß es sich dazu: für den ersten Januar und ersten April 1914. Um den selben Betrag (1 bis 1½ Mark), der vom ersten April 1913 ab den Preisen zugeschlagen worden war. Aber die Exportprämie wurde zugleich (um 1) auf 2½ Mark gekürzt. Mit dem preußischen Bergfiskus kam das Syndikat wieder ins Reine und gewann gute Chancen für die Erneuerung. Die deutsche Kohlenproduktion brachte, bis Ende Oktober, 160,6 Millionen Tonnen (147). Daß in Oberschlesien, von April bis Mai, 38000 Arbeiter ausständig waren, glitt am deutschen Montanmarkt eben so rasch vorüber wie der Kurssturz am glasgower Warrantmarkt, der die Eisenhandelsfirma James Watson & Co. begrub.

Auch die Elektroindustrie hatte nicht zu klagen. Die großen Werke blieben bei ihren Dividenden (A E G 14, Siemens & Halske 12, Sie-

mens-Schuckert 10, Schuckert 8) und waren mit Umsatz und Auftragbestand zufrieden. Die A E G verzeichnete von Juli bis November Umsätze im Werth von 193 (170) Millionen; und die Aufträge für 1913 ergaben eine Summe von 318 (gegen 288) Millionen. Im Bericht von Siemens-Schuckert wurde konstatirt, das neue Geschäftsjahr habe eine Wendung zum Besseren gebracht. Der Geldbedarf hört nicht auf.

Schiffahrt.

In der Schiffahrt gabs reichen Ertrag und erbitterten Kampf. H A L und Lloyd seit Juli in offener Fehde; und jedes freundliche Gerücht wurde hastig dementirt. Am ersten Januar treten die Kampfpreise für die nordatlantische Fahrt in Kraft. Die Zwischendeckraten (um 40) auf 120 Mark erniedrigt. Das ist keine Bagatelle. Die H A L weicht nicht von ihren Hauptforderungen: Quotenerhöhung und Extrapreise für Zwischendeck der Imperatoren. Sie erhöhte ihr Aktienkapital (um 30) auf 180 Millionen, um, nach bedeutenden Aufwendungen für Schiffbauten (87 Millionen aus den Erträgen), die Liquidität auf die alte Höhe zu bringen. Die großen Dampfergesellschaften hatten das letzte Geschäftsjahr mit reichen Gewinnen beendet. Höhere Dividenden zahlten: H A L (10 gegen 9), Lloyd (7 gegen 5), Hansa (20 gegen 15), Hamburg-Südamerikanische (14 gegen 10), Deutsch-Australische (14 gegen 11). Der Kampf gegen die Canadian Pacific, die Anfang April die Linie Triest-Quebec eröffnete, war ein Kinderspiel im Vergleich mit dem Duell zwischen den beiden deutschen Ozeanriesen. Die nordatlantischen Pools hören natürlich am Ende des Jahres auf. Nur der Passagepool wurde, auf Wunsch der englischen Cunard-Line, bis Ende Januar verlängert. Provisorisch; denn ein Kartell ist zwecklos, wenn H A L und Lloyd nicht, Beide, dabei sind. In der Ostasienfahrt bleibts bei offener Konkurrenz, trotz der Nachricht, daß der ostasiatische Dampferpool, dem die H A L nicht angehört, bis März erneuert wurde. Die H A L hat bereits erklärt, daß sie für 1913 wieder 10 Prozent Dividende geben werde.

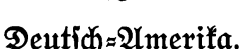
Kurse.

Die Börse konnte von der Konjunkturänderung nicht unberührt bleiben. Ihr fehlte das Geld, der Wagemuth der Spekulation und das Publikum. Am zweiundzwanzigsten Januar gabs eine stürmische Hausse in Erwartung des Friedens, am vierundzwanzigsten eine Panik, nach dem Sturz Kiamils, am zwölften März neue Hausse auf Demobilisirung an der galizischen Grenze, Mitte April und Anfang Mai Deckungskäufe der Spekulation und wieder erwachende Neigung des Publikums. Der erste Balkanfriede, Ende Mai, wurde mit einer Baisse begrüßt. Und dieser Pessimismus wich nicht mehr. Was an Begeisterung aufgebracht werden konnte, wurde einzelnen Favoriten gespendet: Bremer Hansa, Deutsche Waffen, Naphtha Nobel, Braunkohlen und Petroleum (Kapitalserhöhung der Steaua Romana von 50 auf 100 Millionen Lei), Orientbahnen. Aber die Gluth blieb nur bei einzelnen Papieren tiefroth. Ein paar Vergleiche mögen als Illustration dienen. Am ersten Januar 1913 traten die neuen Börsenusancen

in Kraft: Abtrennung der Dividendenscheine nach der Generalversammlung; keine Berechnung von Stückzinsen mehr. Bei Phoenix, Deutsch-Luxemburg, A E G kommt also die Beseitigung der Dividendenscheine in Betracht.

	2. Januar	6. August	31. Oktober	22. Dezember
Deutsche Bank	254,50	245,62	247,—	248,50
Diskontogesellschaft	198,25	182,62	183,—	185,37
Dresdener Bank	156,25	150,50	149,—	150,—
Handelsgesellschaft	163,37	159,75	158,75	155,—
Schaaffhausen	118,75	108,62	106,25	100,62
Phoenix	263,50	255,25	250,37	233,75
Laurahütte	167,—	168,62	151,—	149,62
Gelsenkirchen	198,37	183,25	172,75	180,25
Harpener	188,50	191,87	174,50	173,37
Deutsch-Luxemburg	167,75	145,12	136,25	130,50
A E G	241,75	243,75	242,50	234,12
Siemens & Halske	229,25	217,50	213,75	217,50
Hamburg-Amerika-Linie . . .	163,75	140,25	138,25	132,12
Hansa	298,87	296,25	274,25	268,25
Canadian Pacific	264,12	216,12	228,67	219,50
Orientbahnen	157,50	179,12	178,67	198,—
Naphtha-Nobel	336,—	360,50	397,—	394,—
Norddeutscher Lloyd	126,50	117,75	120,12	116,62
4% Administr. Türken	78,40	77,—	79,70	78,30
4% Oesterr. Goldrente	92,50	91,—	88,40	87,90
Deutsche Waffen	567,—	610,25	594,—	566,—
Deutsche Glasglühlicht	695,—	466,75	494,50	529,—

1914 hat Chancen: billigeres Geld und Befreiung von der schlimmsten Kriegsgefahr. Weissagung der Konjunktur? Lieber nicht. L a d o n.



Deutsch-Amerika.

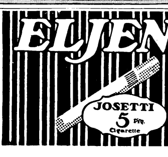
Ein Brief.

Eine in der „Zukunft“ geführte Diskussion bestimmt auch mich zu dem Versuch, Einiges zum besseren Verständniß der deutsch-amerikanischen Verhältnisse beizutragen. Man braucht durchaus nicht Optimist zu sein, um zu behaupten, daß das Deutschthum in den Vereinigten Staaten sich langsam, aber sicher durchsetzt und, trotz der engherzigen Schroffheit anglomaner Kreise, immer mehr Anerkennung und Achtung gewinnt. Es ist wahr (und gut), daß der Deutsche sich hier rasch assimilirt; nur so kann er ein wirklich geeigneter Bürger der neuen Heimath werden. Es ist wahr, daß er seinen Vornamen, oft auch seinen Vatersnamen ins Englische überträgt; doch legt er mit dem Kleid nicht auch die deutsche Gesinnung ab. Die Zeiten sind vorüber, wo man es in New York kaum wagen durfte, sich der deutschen Muttersprache zu bedienen, ohne als „Dutchman“ verhöhnt zu werden. Und Präsidenten, die, wie Benjamin Franklin, gegen die deutsche Sprache kämpfen, haben wir „ins Fabelbuch geschrieben“. Wilson, der moderne Gelehrte und Politiker, würde Solches nicht nur nicht wagen, sondern als unverzeihliche Dummheit betrachten. In den

Cafés (im deutschen, nicht im amerikanischen Sinn des Ausdrucks), wo überhaupt Zeitungen ausliegen, erhält man nicht nur die New Yorker Staatszeitung, sondern auch deutsche Blätter; und auf den Hoch-, Tief- und Straßenbahnen New Yorks findet man Fahrgäste, die in ihre deutsche Zeitung vertieft sind. Der Deutsche in Amerika schämt sich seiner deutschen Abkunft nicht mehr, denn er fühlt sich als Mitglied einer großen, über alle Staaten der Union verbreiteten Macht, mit deren wirthschaftlicher und politischer Bedeutung der Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts rechnen muß. Wenn von Zeit zu Zeit (ob absichtlich oder aus Unwissenheit, bleibe dahingestellt) versucht wird, das Deutschthum lächerlich zu machen, so bleibt es gewöhnlich bei dem bloßen Versuch; und meist hat der Schuldige auch noch die Suppe auszuessen, die er sich so unbedacht selbst eingebrockt hat. Noch im Oktober hat ein Berichterstatter des New York Herald einen solchen faux pas gethan; in seinen englischen Bericht über die alle deutschen Elemente der Stadt New York vereinigende Feier des „Deutschen Tages" streute er abfällig witzelnde Bemerkungen, wahrscheinlich, um die Lachmuskeln einiger Yankee-Chauvinisten zu reizen. Gegen diese Art von Berichterstattung gingen jedoch deutsche Vereine so energisch vor, daß die Redaktion des Blattes in höflichster Form um Entschuldigung bat und mit dem Herrn Berichterstatter recht unsanft verfuhr. Das ist nur ein kleines Beispiel, aber es ist lehrreich genug. Eine andere Thatsache, von der wir uns für die Zukunft viel versprechen, ist die Gründung des Bundes „Jung-Deutsch-Amerika", an dem ich als Staatsführer von New York persönlich betheiligt bin. Dieser Bund, der sich nach und nach über die ganzen Vereinigten Staaten erstrecken soll, bezweckt, die Nachkommen deutscher Eltern zur Pflege deutscher Sprache und Sitte anzuhalten, und die Mitglieder (die entweder das Abgangszeugniß einer Elementarschule besitzen oder mindestens sechzehn Jahre alt sein müssen) verpflichten sich, wo es irgend möglich ist, in deutscher Zunge zu reden. In manchen „Gauen" dieses Jugendbundes sind Kinder nichtdeutscher Abstammung eifrige Mitglieder geworden, weil sie hoffen, auf diese Weise ihre Kenntniß der deutschen Sprache zu vertiefen. Damit ist der Anfang gemacht, deutsche Eltern in ihrem Bestreben, deutsches Wesen und deutsche Sprache auf ihre Kinder zu übertragen, wirksam zu unterstützen. Wenn nun auch die deutsche Einwanderung in letzter Zeit zurückgegangen ist, so soll doch das Deutschthum darunter nicht zu leiden haben; wir wollen den Rückgang durch den Leistungwerth ausgleichen. So stehen wir heute fest auf dem Boden unserer neuen Heimath, doch unsere Wurzeln reichen hinüber ins liebe Vaterland. Und unser angestammter Idealismus hilft uns über so manches Hinderniß hinweg. Leicht ist unsere Arbeit hier in Amerika nicht, aber Pioniere sind wir, Gott sei Dank, nicht mehr.

New York. Dr. phil. F. C. De Walsh.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


ELJEN
JOSETTI
5 Pfg.
Cigarette



Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Reiseführer



Actien-Brauerei Friedrichshain.

Bilanz per 30. September 1913.

Aktiva.	M.	pf
Grundstück-Konto	735 000	—
Gebäude-Konto	1 936 668	—
Grundstück u. Ausschank-lokal „Belvedère" . . .	420 981	80
Maschinen- u. Geräte-Konto	141 553	—
Kühl-Anlage-Konto	34 348	—
Elektrische Anlage-Konto .	22 773	60
Fastagen-Konto	66 308	—
Flaschenbier-Utensilien-Kto.	8 000	—
Pferde- u. Wagen-Konto . .	40 899	50
Restaurations-Inventar-Kto. .	82 496	70
Mobiliar-Konto	1	—
Niederlagen-Einrichtungs-Konto	1	—
Assekuranz-Konto	7 383	47
Unterstützungsfonds-Effekten-Konto	11 865	—
Kautions-Effekten-Konto . .	15 424	50
Hypotheken-Konto	52 200	—
Konto-Korrent-Konto . . .	819 581	66
Kassa-Konto	18 104	86
Bestände an Bier und Materialien	525 228	60
	4 938 818	69

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto . . .	3 000 000	—
Reservefonds-Konto	280 658	45
Talonsteuer-Reserve-Konto .	9 000	—
Brauerei- u. Mälzerei-Berufs-genossenschafts-Res.-Kto. .	6 000	—
Hypotheken-Konto	1 150 000	—
Konto-Korrent-Konto . . .	395 889	03
Unterstützungsfonds-Konto .	12 614	97
Dividenden-Konto	288	—
Gewinn- und Verlust-Konto .	84 368	24
	4 938 818	69

Actien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Konto.

Debet.	M.	pf
Grundstück Schöneberg . .	445 204	59
Gebäude Schöneberg . . .	2 236 445	02
Grundstück Prinz-Georg-Strasse 1	20 000	—
Grundstück Berlin	1 741 576	62
Grundstück Freienwalde a. O.	49 000	—
Grundstück Herzfelde . . .	15 500	—
Mälzerei- u. Niederl. Lichtenrade	897 366	25
Brauerei-Inventar	205 369	46
Maschinen Schöneberg . . .	370 442	50
Transport-Fastage	85 635	24
Lagerfässer und Tanks . .	205 724	34
Pferde	145 232	77
Wagen u. Automobile . . .	188 982	25
Kühlanlage	150 612	70
Elektrische Anlage	76 163	46
Pneumatische Mälzerei . .	55 723	78
Restaurations-Inventar . .	235 000	—
Eigene Ausschanklokale . .	188 500	—
Neubau-Gärkeller	45 500	—
Abteilung für Flaschenbier .	—	—
Abteilung für Siphonbier .	9 000	—
General-Vorräte	1 449 395	35
Kassa	155 791	83
Effekten	738 200	—
Ausstehende Forderungen .	1 206 629	35
Eigene Hypotheken und Debitoren	1 219 384	95
Vorausbezahlte Versicherungen	11 851	08
Avale	455 000	—
	12 603 231	54

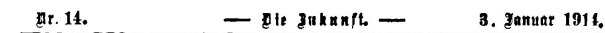
Kredit.	M.	pf
Aktien-Kapital	3 000 000	—
Hypotheken	1 758 891	20
Reservefonds	787 880	—
Spezial-Reservefonds . . .	500 000	—
Kautionen	13 294	80
Bankkredit	840 733	87
Konto-Korrent-Konto . . .	1 732 976	19
Guthaben und Einlagen . .	2 627 609	52
Hypothekenzinsen pro 3. Qu.	19 655	60
Alters-, Invaliditäts- und Krankenkassen	18 000	—
Avale und Brausteuer . . .	918 000	—
Nettogewinn	386 190	36
	12 603 231	54

Berlin-Schöneberg, den 28. Nov. 1913.

Der Aufsichtsrat: Lange.

Die Direktion: Max Fincke.

Die auf **11 %** festgesetzte **Dividende** gelangt **sofort** bei der **Dresdner Bank zur Auszahlung.**





Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.